35. Jahrgang 29. Mai 1919 Heft 35



Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 55 Pfennig. Vierteljährl. 6.50 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld

Beachtenswerte Mitteilungen

Die beste Visitenkarte ist eine gutgepflegte Hand. Um den Fingern schöne schlanke Form zu geben, bedient man sich am besten kleiner Hilfsapparate, sogenannter Fingerformer. (Frau Elise Bock, G. m. b. H., Charlottenburg, Kantstraße 158.)

Eine neue Gasbackform. In dieser Zeit der Mehlknappheit wird mehr gebacken als in den goldenen Zeiten vor dem Kriege, weil man in Entbehrung des Weißbrotes gern einmal ein Stückchen Kuchen ißt, selbst wenn er aus Kartoffeln bereitet wurde. Leider wird der in ihrem wirtschaftlichen Betriebe eingeengten Hausfrau auch hier wieder ein „Halt“ zugerufen, denn: „Spart Gas und Kohle“, heißt die Bestimmung. Diesen Nöten wird durch die Erfindung der „Moha-Gasbackform“ abgeholfen, in der auf offener Flamme ohne Backofen und ohne Backhaube vollkommen sichtbar in derselben einfachen Weise, wie man Wasser in einem Kochtopf kocht; alle Arten Kuchen, Auflaufs, Puddings usw. gebacken werden können. Der erfinderische Gedanke liegt darin, daß mit einer einzigen Flamme die Unter-, Seiten- und Oberhitze erzeugt wird. Die „Moha-Gasbackform“ besteht aus einem Blechzylinder, der über die Gasflamme gestellt wird, so daß sich die ausströmende Hitze darin sammelt; über diesen Zylinder wird eine Isolierscheibe und ein Isolierzylinder gestreift, dann erst kommt die mit einem Deckel versehene Gasbackform hinauf. Durch Isolierscheibe und Zylinder wird die Hitze reguliert, so daß ein Verbrennen des Gebäcks trotz des offenen Feuers nicht zu befürchten ist. Wir empfehlen, sich von der Moha-G. m. b. H. Nürnberg 11/2 (kostenlos und unverbindlich) ausführliche Prospekte über diese Gasbackform zusenden zu lassen.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter) veröffentlicht interessante Zahlen aus ihren Geschäftsergebnissen des Jahres 1918, des 64. Geschäftsjahres. Es wurden 10,692 neue Anträge über 122,9 Millionen Mark eingereicht (gegen 7631 Anträge über 73,6 Millionen Mark im Vorjahre). Aufgenommen wurden 8985 (i. V. 6560) Versicherungen mit 100,8 (i. V. 61,7) Millionen Mark. Der Abgang durch Tod belief sich auf 2033 Versicherungen mit 14,1 Millionen Mark; die Kriegssterbefälle betrugen 1046 Versicherungen mit 6,1 Millionen Mark. Der vorzeitige Abgang durch Kündigung usw. war recht gering; er beträgt nur 0,27% (i. V. 0,48%) der im Laufe des Jahres auf den Todesfall versichert gewesenen Summen. Nach Abzug des Gesamtabganges verbleibt in der Todesfallversicherung ein Reinzuwachs von 3341 (i. V. 778) Versicherungen mit 61,8 (i. V. 24,2) Millionen Mark Kapital. Einschließlich der Altersversicherung betrug Ende 1918 der Gesamtbestand 173024 Versicherungen mit 1 Milliarde 255,5 Millionen Mark Versicherungssumme.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Geschichte.

Der neue Kurs. Erinnerungen von Otto Hammann. (Verlag Reimar Hobbing in Berlin.) Es gibt nichts Bedrückenderes, als nach Katastrophen die bohrende Frage zu stellen: mußte es so kommen und konnte das Unglück nicht vermieden werden? Wer heute die Vorgeschichte des Weltkriegs überblickt und die Ereignisse nebst ihren Wirkungen erkennen will, stößt auf Rätselfragen, bei denen sich der Zweifel aufbäumt, ob das deutsche Volk es wirklich verdient hat, den diplomatischen Gespinsten Verantwortlicher und Unverantwortlicher zum Opfer zu fallen. Mußte ein tüchtiges, mit großen Vorzügen begabtes Volk zugrunde gehen, weil die geheimen Lenker seiner Geschicke Fehler auf Fehler häuften und die Wirkungen ihres Handelns nicht zu überblicken vermochten. Die Vorgeschichte des Weltkriegs, die Otto Hammann, der langjährige Leiter der Presse-Abteilung im Berliner Auswärtigen Amt, in dem vorliegenden Buch erzählt, ist vor allem eine Schilderung der Irrtümer und Fehler, die in der deutschen Politik von 1897 bis 1906 begangen wurden. In jener Zeit haben deutsche Diplomaten unter Geheimrat Holsteins Einfluß nicht weniger als drei Gelegenheiten versäumt, um mit England ins Reine zu kommen, und gleichzeitig wurde der Fehler gemacht, Deutschland mit England und Rußland zugleich in Gegnerschaft zu stürzen. Was Bismarck mit seinem überragenden Genie geschaffen hatte, brach unter der Führung seiner Nachfolger zusammen, und es ist erschütternd, an der Hand dieser Erinnerungen die Irrtümer, Ränke und Mißgriffe der deutschen Politik kennenzulernen, die sich in der nachbismarckischen Ära abspielten und deren Dilettantismus Deutschland an den Rand des Abgrunds führte.

Georg Webers Weltgeschichte. Neubearbeitet von Ludwig Rieß. Zweiter Band: Neuzeit und Neueste Zeit. (Verlag Wilhelm Engelmann in Leipzig.) Von der kleinen zweibändigen Ausgabe von Georg Webers Weltgeschichte ist nun auch der zweite Band, der wie der erste durch Ludwig Rieß einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen wurde. Sie ist aufgebaut auf den Grundsätzen moderner Geschäfts-

betrachtung und gibt dem geistigen Auge einen klaren Überblick über die Zusammenhänge und die Wechselwirkungen der weltgeschichtlichen Ereignisse. Der Webersche Grundtext war zum Teil veraltet, und der Neubearbeiter stand daher vor der Aufgabe, eine große Anzahl Denkwürdigkeiten und anderer Geschichtsquellen durchzuarbeiten, um das Werk auf eine neuzeitliche Höhe zu heben. Mit großem Fleiß hat Rieß die feststehenden Resultate der Geschichtswissenschaft nach dem Stand der neuesten Forschung kurz und übersichtlich, gewissenhaft und unter einheitlichen Gesichtspunkten bearbeitet. Der immer größer werdenden Gemeinde der Gesichtsfreunde wird diese Neubearbeitung, die bereits den größten Teil des Weltkriegs — u. E. etwas verfrüht — umfaßt, sehr willkommen sein.

Psychologie.

Völkerpsychologie. Von Wilhelm Wundt. 3. Band „Die Kunst". (Verlag Alfred Kröner.) In dritter, neubearbeiteter Auflage ist von Wilhelm Wundts großangelegter „Völkerpsychologie" der dritte Band erschienen, der die Entwicklungsgesetze der Kunst behandelt. Durch die Einschaltung eines selbständigen Bandes über die Kunst hat deren Behandlung in der dritten Auflage eine nicht unwesentliche Erweiterung erfahren, die an verschiedenen Stellen zu belangreichen Einschaltungen geführt hat. Vor allem hat der Verfasser das große Kapitel über die bildende Kunst überarbeitet und namentlich die Abschnitte über die Entwicklungsstufen und die Grundbestandteile der Kunst bereichert. Auch die Abschnitte Mensch und Tier in der bildenden Kunst, Die Entwicklung der Tierkunst und die Psychologie der Idealkunst haben eine gründliche Überarbeitung und Vervollkommnung erfahren. Die glänzende Darstellungskunst des Meisters der Völkerpsychologie wird sie allen, die sich in sein Werk vertiefen, als eine Fundgrube psychologischer Erkenntnis der Kunst erweisen.

Nachklänge vom Weltkrieg.

Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen? Drei Fragen, beantwortet von Oberst Bauer. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. 2,20 Mark.) Die knappe, aber inhaltsreiche Darstellung, die auch mancherlei neue oder wenig beachtete Tatsachen aufdeckt, ist als sachkundige kritische Erörterung eines Wissenden einer der wertvollsten Beiträge, die über die Ursachen der großen Weltkatastrophe bis jetzt erschienen sind.

Deutschlands Trost mit Trostgedanken für Hinterbliebene. Von Max Bewer. (Goethe-Verlag, bei Herm. Schultze, Leipzig. 2,50 Mark.) „Deutschlands Trost" von Max Bewer ist ein Buch des Ansporns zu neuer Arbeit am Vaterland, der Beruhigung im Schmerz um den Heldentod geliebter Angehöriger.

Reclams Universum

35. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 35:

29. Mai 1919

Illustrierte Weltrundschau:

Im wilden Karst. Nach einer Radierung von G. Auſt.





Die Zukunft der deutschen Marine.

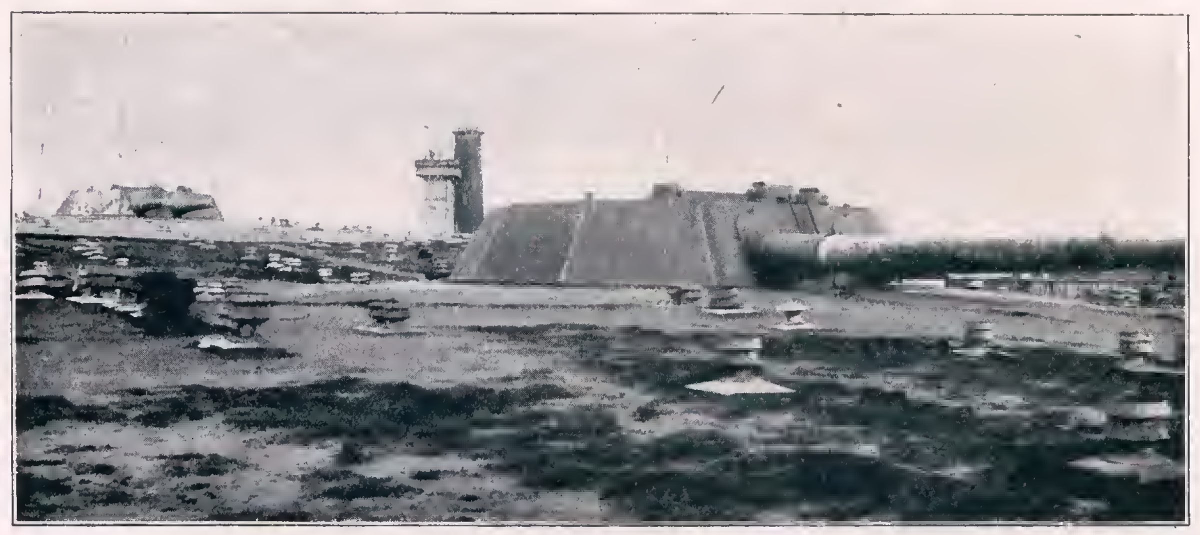
Von Konteradmiral z. D. A. Meurer.

Mit der Abgabe der besten deutschen Kriegsschiffe an die Engländer auf Grund der schmachvollen Waffenstillstandsbedingungen ist der stolze Traum einer starken Flotte für das deutsche Volk ausgeträumt. Wesentlich verkleinert wird sie aus den Trümmern, die die Revolution hinter sich gelassen hat, wieder aufgebaut werden müssen. Denn es ist ein Unding, ihr — wie es vielfach geschieht — nun jedes Daseinsrecht abzusprechen, weil, wie die einen meinen, doch kein Geld in dem verarmten Deutschland für eine Marine mehr vorhanden sei, oder, wie andere sagen, weil sie im Kriege versagt habe. Beides ist falsch. Ein Reich, das ans Meer grenzt, kann jederzeit vom Meere aus — und zwar entscheidend — bedroht werden. Wehe, wenn es seine Küsten dem feindlichen Einfall schutzlos preisgeben muß. Im Weltkriege hat die deutsche Flotte ihre wichtigste Aufgabe, den Schutz der heimischen Küste, voll erfüllt: die Entscheidung aber konnte sie nicht bringen, weil der Feind sich ihr entzog und dem ehrlichen Kampfe die langsame erwürgende widerrechtliche Hungerblockade vorzog. Trotz alledem hätte der U-Bootskrieg das Glück auf dem Meere zu unseren Gunsten noch gewendet — wenn die Heimat der Front im entscheidenden Augenblick nicht in den Rücken gefallen wäre!

Jetzt ist es zu spät, über diese Dinge zu rechten, es gilt, auf dem Trümmerfelde etwas ganz Neues zu errichten. Es ist ja nicht nur unser Schiffsmaterial verloren, auch das Personal muß vollkommen neu zusammengestellt und mit neuem Geiste erfüllt werden, soll überhaupt etwas Brauchbares entstehen. „Das heilige Rechtsgefühl und die Ehrfurcht vor dem Gesetze, schwer in den Gemütern der Menge zu zerrütten, sind schwerer noch wieder zu erzeugen," sagte Mommsen einmal. Daher muß von Grund aus neu aufgebaut werden. Nicht dem von den Ereignissen verschlungenen Alten neuen Odem einzuhauchen heißt es jetzt, sondern ein neues lebensfähiges Gebilde schaffen. Dazu müssen Grenzen, Ziele und Aufgaben der neuen Marine nicht nur klar erkannt, sondern auch allgemein anerkannt werden. Der Spielraum, den die vernichtenden Friedensbedingungen unserer Feinde der deutschen Flotte gönnen wollen, ist freilich gering genug — die Marine würde ungefähr auf den Stand Ende der achtziger Jahre zurückgedrückt



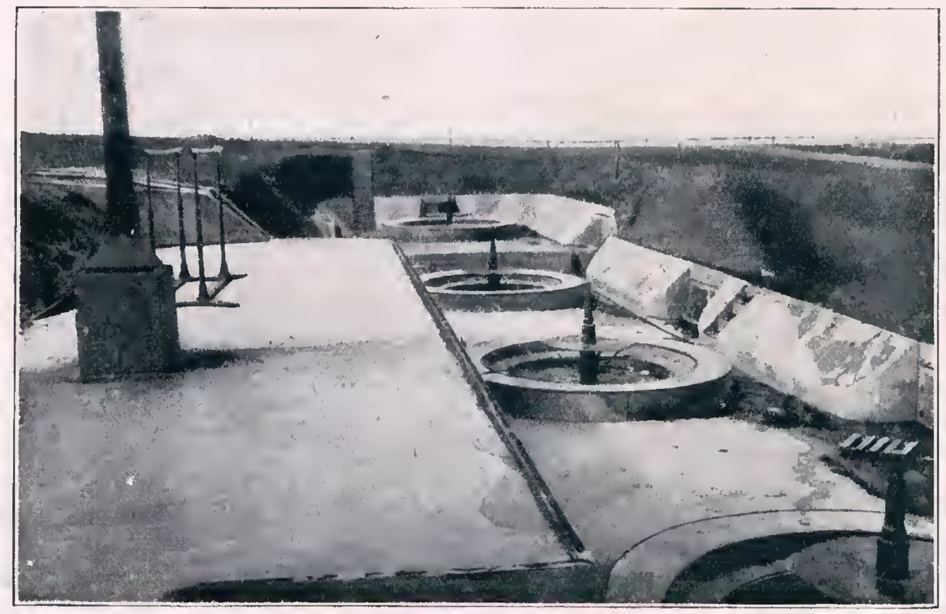
Erste Aufnahme von Helgoland nach dem Krieg: Blick auf den Kriegshafen. Das überaus stark befestigte Helgoland, in dessen Nähe sich die Engländer nicht wagten, war unseren Küsten im Verein mit der Flotte Schutz und Schirm im Weltkrieg. Seine Befestigungsanlagen, die aus naheliegenden Gründen nie photographiert werden durften, müssen nun geschleift werden. So befiehlt es das siegreiche England, dem dieses deutsche Verteidigungsbollwerk längst ein Dorn im Auge war. Phot. A. Frankl.



Von der einstigen deutschen Trutzburg Helgoland: Schwere Schiffsgeschütze über den Kasematten. Die Geschütze müssen abgerüstet, die Kasematten zerstört werden. Phot. A. Frankl.

werden — aber je schlimmere Fesseln unsere Feinde uns auferlegen, um so mehr erwächst dem deutschen Volke die Pflicht, den Blick aufs Meer zu richten und an dem Flottengedanken festzuhalten. Es ist notwendig, diesen Grundgedanken immer wieder auszusprechen und zu verteidigen, um der enschieden marinefeindlichen Stimmung im Volke entgegenzuarbeiten. Vielen gilt ja heute unser Flottenbau vor dem Kriege als die tiefere Ursache des Weltkrieges, der uns an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Was man früher angebetet hat, wird jetzt gesteinigt! Leider ein deutscher Charakterzug! Andere wieder betonen mit Entrüstung die schmachvolle Rolle, die einzelne verhetzte Schiffsbesatzungen bei Ausbruch der Revolution gespielt haben. Da ist nichts zu beschönigen; aber es darf nicht vergessen werden, daß alle Untaten, Aufruhr und Räubereien, die später von sog. „Matrosen" im ganzen Reiche verübt wurden, meist Leuten zur Last fallen, die sich Matrosenuniformen verschafft oder gestohlen hatten, in Wirklichkeit aber niemals blaues Seewasser gesehen haben.

Ebenso wie im Heere müssen auch in der Flotte alle alten Verbände aufgelöst und durch neue, in straffer Disziplin gehaltene, aber mit neuzeitlichem Geiste erfüllte ersetzt werden. Nirgends ist das ganz undeutsche System der Soldatenräte mit Kommandogewalt so völlig ausgeschlossen, wie auf einem Kriegsschiff mit seinen höchst verwickelten Einrichtungen und der unbedingten Notwendigkeit, alle Verantwortung in eine sichere und feste Hand zu legen. Die Erfahrungen der Revolutionszeit haben dies schlagend bewiesen. Erfreulicherweise ist dieser Standpunkt auch in dem neuen Gesetze über die Bildung einer vorläufigen Reichsmarine voll berücksichtigt. Dieses Gesetz macht auch endlich mit der schmachvollen roten Flagge ein Ende und setzt die alte, kriegsbewährte Flagge und alle Kommandozeichen der alten Marine wieder in ihre Rechte ein. Eine Hauptaufgabe der neu zu bildenden Verbände wird es sein, das gute Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen (denen selbstverständlich wie in der Reichswehr der Eintritt in die Offizierslaufbahn offen stehen muß) auf das sorgfältigste zu pflegen. Sicherlich ist während der allzulangen Dauer des nervenzerrüttenden Krieges in dieser Hinsicht an manchen Stellen gesündigt worden — oben und unten! —, aber keineswegs an allen Stellen, am wenigsten auf den kleineren Kampfschiffen, U-Booten, Torpedo- und Minenbooten usw. Wie gesund das Seeoffizierkorps in seinem Kerne ist, beweisen die massenhaften Meldungen der jüngeren Seeoffiziere zu den Reichswehrtruppen. Dasselbe gilt von den Deckoffizieren und vielen älteren Unteroffizieren. Keiner will zurückbleiben, wenn das Vaterland in schwerster äußerer und innerer Not schmachtet. Dieser gute Geist gibt die Gewähr, daß auch in der neuen Marine das Seeoffizierkorps seinen Mann stehen wird, soweit es noch Verwendung finden kann. Denn daß eine Truppe ohne tüchtige Führer in kürzester Frist verkommt, hat ja gerade die Revolution sehr deutlich gezeigt.



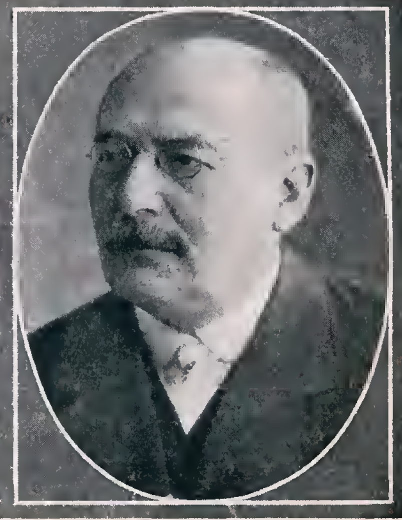
Demontierte Geschützstände auf Helgoland. Phot. A. Frankl.



Geh. Hofrat Prof. Dr. Büttner-Pfänner z. Thal, der am 9. Juni in Koburg seinen 60. Geburtstag begeht. Er ist als Schüler Pettenkofers dadurch von Bedeutung, daß er die staubbindende Kraft der nichttrocknenden Öle entdeckte und sie als Fußbodenöle, Straßenteerungen usw. zu der jetzt allgemein eingeführten Staubbekämpfung anwandte. Ferner hat er das Pettenkofersche Regenerationsverfahren für Gemälde wissenschaftlich weiter ausgearbeitet, so daß ihm für die Bildererhaltung ein besonderer Lehrstuhl an der Akademie für bildende Künste in München eingerichtet wurde, den er jahrelang inne hatte. Phot. Prof. Uhlenhut.



Dr. Paul Grabein. Nach einer Zeichnung von Professor Julius Kraut. Der bekannte Schriftsteller vollendete am 28. Mai sein 50. Lebensjahr. Grabein wurde in Posen geboren und besuchte in Berlin das Gymnasium und die Universität. Nachdem er in Jena seine Studien beendet hatte, widmete er sich literarischer und redaktioneller Tätigkeit und lebt jetzt ausschließlich seinen schriftstellerischen Neigungen in Düsseldorf. Er schrieb zahlreiche Romane und Novellen, von denen „Der tolle Hans" (Nr. 5288 89) und „Wildwasser" (Nr. 5600) in Reclams Universal-Bibliothek erschienen sind.



Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hugo Hergesell, der ehemalige Direktor der meteorologischen Landesanstalt oon Elsaß-Lothringen und Professor an der Universität Straßburg, feierte am 29. Mai seinen 61. Geburtstag. Er hat sich um die Einrichtung des meteorologischen Dienstes in den früheren Reichslanden sowie einer Reihe oon Stationen große Verdienste erworben, oerschiedene Expeditionen zur Erforschung der Atmosphäre unternommen und die Ergebnisse seiner Tätigkeit in mehreren bedeutenden Schriften niedergelegt. Als Freund des Grafen Zeppelin hat er sich auch um die Luftschiffahrt lebhafte Verdienste erworben. Phot. W. Weiß.

Der Umfang der neu zu bildenden Marine kann nur an ihren Aufgaben gemessen werden. Es kann keine Rede davon sein, daß sich das deutsche Volk mit einer bloßen Küstenverteidigung begnügt, wie es vor 1866 der Fall war. Das könnte zur Not die Armee besorgen. Auch die Bildung einiger sog. „Sicherungsverbände" ausschließlich für die heimischen Gewässer entspricht nicht den Belangen des deutschen Volkes. Solange das deutsche Volk überseeischen Handel treibt und seine Interessen sich über die ganze Welt, über alle Kontinente und Meere erstrecken — und das wird allen Friedensbedingungen zum Trotz hoffentlich auch nach dem Kriege der Fall sein! — solange braucht es bitternötig eine seefahrende Marine und kann unmöglich bloße „Küstenquetscherei" betreiben. Dazu müßte Deutschland erst wieder ein reiner Agrarstaat werden, wie vor hundert Jahren, müßte Millionen seiner Kinder aus bitterster wirtschaftlicher Not ins Ausland abstoßen. Wer das will, mag ruhig auf eine seefahrende Flotte verzichten Wer aber an der Wiederaufrichtung des deutschen Volkes nach diesem ungeheuren Zusammenbruch noch nicht ganz verzweifelt, muß auch dem deutschen Seehandel, dem Deutschtum im Auslande und unseren Vertretern in Übersee den Schutz der deutschen Flagge gewähren. Verzicht auf die sorgsamste Pflege deutscher Übersee-Interessen in unserer heutigen Lage wäre wirtschaftlicher und völkischer Selbstmord, Verzicht auf die deutsche Flagge im Auslande nationale Schmach!

Schon hieraus ergibt sich, daß die Flotte, die wir brauchen, so klein sie nach der Zahl ihrer Einheiten auch sein mag, aus seefahrenden Schiffen aller Größen bestehen muß, wobei besonderer Wert auf die für die Auslandsvertretung bestimmten Schiffe zu legen wäre. Vor dem Kriege war deren Zahl im Ver-



Parade der Regierungstruppen in Leipzig, der Hochburg der Unabhängigen, Spartacisten und Kommunisten. Am 18. Mai, eine Woche nach der unblutigen Einnahme Leipzigs, hielt General Maercker eine große Parade über seine Truppen hier ab. Im Parademarsch zogen mehr als 10000 Mann aller Truppengattungen mit Geschützen, Minenwerfern, Maschinengewehren und Fliegern an dem General und seinem Stab vorüber, und schon zwölf Stunden später drangen Teile der bewährten, schlagfertigen Maerckertruppen in der Nacht in Eisenach ein, um auch dort Ruhe und Ordnung zu stiften. Phot. Herm. Walter.



Otto Sommerstorff, der ausgezeichnete Charakterdarsteller des Schauspielhauses in Berlin, vollendet am 29. Mai sein 60. Lebensjahr. Er stammt aus Krieglach in Steiermark, studierte in Wien Rechtswissenschaft und betätigte sich literarisch als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter". 1876 widmete er sich der Bühnenkunst, wirkte in Leipzig und Lübeck und seit 1883 in Berlin. Als Heldendarsteller und Charakterspieler hat er eine Fülle von Gestalten verkörpert, deren glänzendste wohl der „Pfarrer von Kirchfeld" ist. Unser Bild zeigt den Künstler beim Schachspiel mit seiner Gattin, der berühmten ehemaligen Darstellerin des Gretchen und der Desdemona, Theresina Geßner, mit der er seit 1888 vermählt ist.

hältnis zur Hochseeflotte zu gering, weil alle Kräfte in die Entwicklung der letzteren gesteckt wurden. Nach dem Kriege würde das umgekehrte Verhältnis zu befürworten sein. So gering auch die Zahl der uns gestatteten Einheiten an Hochseeschiffen nach den harten Bestimmungen des Friedensvertrages ist (6 Kampfschiffe und 6 Kreuzer), so muß sie doch genügen, um uns wenigstens eine gewisse Vertretung im Auslande zu sichern, wenn nur auf letztere der Hauptwert gelegt wird. Die Bestimmungen des Friedensvertrages verbieten dies nicht. Die „Sicherungsverbände" in der Heimat würden dann zur Vermeidung starker und kostspieliger Dauer-Indiensthaltungen wohl am besten in einem Wiederaufleben des alten Systems der „Reservedivisionen" bestehen, von denen ein Stammschiff jeder Schiffsklasse dauernd in Dienst, der Rest aber nur in allgemeiner Bereitschaft ist. Manche Mängel haften diesem Systeme an, aber es bietet die einzige Möglichkeit, bei geringer aktiver Mannschaftsstärke einigermaßen brauchbare Schiffsformationen im Bedarfsfalle schnell zu bilden. Eine besonders große Schwierigkeit entsteht für den Dienst auf der Flotte durch das anscheinend auch für die Marine angenommene System der freiwilligen Rekrutierung. Die Marine braucht vor allem langedientes und seemännisch erfahrenes Personal und einen sehr großen Prozentsatz von Spezialisten aller Art. Verbände aus Freiwilligen mit kurzer Dienstzeit können die Aufgabe, moderne Kriegsschiffe, diese Wunderwerke der Technik, sach- und kriegsgemäß zu bedienen, kaum erfüllen. Hier wird ein Ausweg gesucht werden müssen, der in irgendeiner Form vor allem die wehrfähige seemännische Jugend der Marine sichert und auch längere Indiensthaltungen für Auslandsreisen ermöglicht.

Eine weitere sehr bedeutungsvolle Frage für den inneren Aufbau, wie auch für die Vertretung der deutschen Marine nach außen ist die Organisation der Zentralbehörden. In dieser Hinsicht sind die grundlegenden Änderungen schon getroffen. Der Reichswehrminister wird die oberste, dem Volke und Reichstage verantwortliche Spitze auch für die Flotte bilden. Unter ihm wird wieder wie vor zwanzig Jahren schon einmal ein „Chef der Admiralität" als oberste Dienststelle die bis dahin selbständigen Dienstbereiche des früheren Reichsmarineamtes als Verwaltungsbehörde und des Admiralstabes als militärische Behörde in einer Hand vereinigen und zugleich Vorgesetzter des Flotten- und Stationskommandos sein; also eine vollkommene Zentralisation im Gegensatz zur früheren Zersplitterung in mehrere „Immediatbehörden", die tatsächlich zu vielen Reibungen und Hemmungen geführt hat. Die Verantwortung des neuen Chefs der Admiralität wird in jetziger schwerer Übergangszeit eine außerordentliche sein, und wieder wird sich das alte Wort zu bewähren haben: Nicht Einrichtungen, sondern Männer machen die Geschichte.

Die neue Marine wird nicht um ihrer selbst willen geschaffen werden, sie kann und wird nicht Machtmittel der Weltpolitik sein, sie sollte vielmehr ganz im Dienste der Wiederaufrichtung deutscher Arbeit und Wirtschaft in Übersee stehen — ein unentbehrliches Glied des Ganzen. Viele Widerstände werden bis dahin noch zu überwinden, viele Abneigungen und Vorurteile zu beseitigen sein, aber wenn nach Treitschke alles historische Werden aus der Wechselwirkung zwischen den gegebenen Zuständen und dem bewußten Menschenwillen entspringt, so wollen wir für unsere Zukunft als Welthandelsvolk hoffen, daß

dieser bewußte starke Menschenwille der deutschen Flotte in den schweren Tagen ihrer Wiedergeburt nicht fehlen möge. Ihre in dieser trüben Zeit des Hasses und der Verhetzung doppelt schwierigen Zukunftsaufgaben wird sie aber nur dann zum Wohle des Ganzen lösen können, wenn sie nicht an den heimischen Künsten klebt, sondern die deutsche Flagge in innigem Verein mit der deutschen Seeschiffahrt, über deren fast restlose Auslieferung hoffentlich noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, auf allen Meeren wieder zu Ehren bringt; Navigare necesse est!

Siegfried Wagner.

Zu seinem 50. Geburtstag. Von Prof. Max Chop, Berlin.

Als sich Frau Cosima Wagner, die Gattin des Meisters und treue Hüterin des Baireuther Erbes, ihres hohen Alters wegen von der Öffentlichkeit zurückzog, legte sie ihr verantwortungsvolles Amt in die Hände des einzigen Sohnes Siegfried. Sie konnte es mit vollem Vertrauen tun. Denn der neue Verwalter jenes kostbaren Erbes war durch sie würdig vorbereitet und in der Baireuther Tradition erzogen. Es ist über diese „Welt für sich" manch schiefes und ungerechtes Urteil gefällt worden, über das strenge Festhalten an der Überlieferung, das gänzliche Aufgehen im Geiste dessen, der einst unter tausend Kämpfen und Sorgen durch unbeugsame Willenskraft und glühende künstlerische Überzeugung sein riesenhaftes Lebenswerk durchsetzte und durch das Festspielhaus am roten Main krönte. Und doch umschließt gerade die pietätvoll-selbstlose Hingabe an das Vermächtnis jenes „Geheimnis", von dem der Grundstein des ragenden Baues unter dem Bürgerreuth spricht und das sich mit jeder neuen Festspielserie der Welt offenbar macht. In kluger Erkenntnis der Tatsache, daß all die Vorbedingungen für Weiterwirken und ungeschwächten Bestand einer nationalen



Siegfried Wagner, der bekannte Tondichter und Dirigent, begeht am 6. Juni seinen 50. Geburtstag.

Kunst in ihrem Mutterboden allein enthalten sind, daß ein Erbe in der Hand derer bleiben muß, die durch innigste Beziehungen an den Erblasser gebunden sind, übertrug Frau Cosima nach segensreichem Walten durch ein Vierteljahrhundert die weitere Hut und Pflege ihrem Sohne Siegfried. Er hat sich seither als berufener Nachfolger bewährt. Wir wissen das aus eigener Wahrnehmung, aus dem Zudrang zu den großen sommerlichen Festen, aus den unvergeßlichen Eindrücken, die jeder Teilnehmer mit in seine Heimat zurücknahm. Diese Eigenschaft, die Befähigung für den leitenden Posten in Baireuth, macht Siegfried Wagner schon zu einer bedeutsamen Persönlichkeit im deutschen Kunstleben der Gegenwart. Aber in ihm vereinigen sich noch mehr außergewöhnliche Eigenschaften: Er ist ein ausgezeichneter Regisseur, besitzt einen sicheren Blick für große Bühnenwirkung, seine Phantasie ist reich befruchtet durch schönheitsvolle Eingebung — Gaben, die gerade für sein Amt von höchster Wichtigkeit sind. Daß er mit dem musikalischen und dichterischen Gehalt der Dramen seines Vaters aufs innigste vertraut ist, braucht kaum gesagt zu werden. Auch weiß er als Orchesterleiter mit Umsicht und Routine den Taktstock zu führen, ein treffsicheres Urteil steht ihm bei Auswahl des für die Baireuther Bühne geeigneten Materials zur Seite. Als Schaffender vermied er die Bahnen väterlicher Kunst. Seine natürliche Begabung wies ihn der heiteren Oper zu, deren dichterische Vorwürfe im deutschen Volk, seiner Geschichte und Sagenwelt ihre Stoffe finden. Zu volkstümlichen, vom Hauche märchenhafter Mystik gestreiften Sujets gesellt sich auch eine volkstümliche Art der musikalischen Deutung, in der Herzblut fließt und die darum ihre intime Wirkung äußert. Der Vergleich mit dem väterlichen Erbe, so nahe er äußerlich liegt, würde töricht sein. Hat die kurzsichtige Welt erst einmal den für eine sachliche Beurteilung nötigen Abstand gewonnen, so werden manche Ungerechtigkeiten gesühnt werden und man wird Siegfried Wagner auch als Tondichter richtig einzuschätzen wissen. — Er ist am 6. Juni 1869 in Triebschen bei Luzern



Ein musikalisches Wunderkind: Die am 12. Juni 1917 in Wien geborene Liedersängerin Gertrud Stelzig. Schon im Alter von 16 Monaten lallte sie plötzlich drei Wiegenlieder melodisch und rhythmisch richtig nach. Jetzt beherrscht die noch nicht zwei Jahre alte Kleine bereits eine große Anzahl Kinderlieder, die sie musikalisch einwandfrei mit sicherem, stimmfestem Einsatz wiederzugeben vermag.



Spartacistische Taten in Eisenach. In der Nacht zum 19. Mai drangen Regierungstruppen unter Führung des Generals Maercker in Eisenach ein, um dort Ruhe und Sicherheit wiederherzustellen. In einer der darauffolgenden Nächte unternahmen nun die Spartacisten einen Angriff auf den Panzerzug der Regierungstruppen, der auf dem Eisenacher Güterbahnhof steht. Im Verlauf der Kämpfe steckten die Spartacisten eine große Anzahl von Güterwagen mit Lebensmitteln und Benzin in Brand und äscherten den Güterbahnhof vollständig ein. Der Panzerzug der Regierungstruppen blieb unbeschädigt, dagegen ist der angerichtete Materialschaden groß, zumal viele Lebensmittel durch den Brand vernichtet wurden, und dies zu einer Zeit, da weite Kreise des deutschen Volkes selbst der kleinsten Nahrungsmenge dringend bedürfen.

geboren. Das unvergängliche Siegfried-Idyll spricht mit seiner poetischen Widmung und seinem musikalischen Gehalt zu uns von dem Glück der Eltern über seine Geburt. Anfangs für den Beruf des Architekten bestimmt (das Baireuther Mausoleum über dem Grabe seines Großvaters Franz Liszt ist Siegfrieds Schöpfung), studierte er an den technischen Hochschulen zu Charlottenburg und Karlsruhe, wandte sich aber dann der Musik zu und wurde Schüler Engelbert Humperdincks und Julius Knieses. Seit 1896 leitet er als Kapellmeister einen Teil der Festspiele. Als Dirigent debütierte er in zahlreichen Städten des In- und Auslandes. Von seinen Opern sind zu nennen: „Der Bärenhäuter", „Herzog Wildfang", „Kobold", „Bruder Lustig", „Das Sternengebot", „Banadietrich" und „Schwarzschwanenreich".

Zwischen Krieg und Frieden.

Chronik vom 17. bis 23. Mai.

17. Mai. Amtlich wird das Ergebnis der bisherigen Ermittelungen über das Schicksal der in den ersten Kriegsmonaten von den Russen aus Ostpreußen Verschleppten veröffentlicht. Danach sind aus zwanzig Kreisen der Provinz insgesamt 13569 Personen, Männer, Frauen und Kinder, entführt worden. Zurückgeführt sind bisher 8274 Personen (3772 Männer, 2607 Frauen und 1895 Kinder). In der Gefangenschaft verstorben sind 1440 Personen. Von 3855 Verschleppten ist der Verbleib unbekannt. — Dem Präsidenten der Friedenskonferenz, Clemenceau, wurde eine weitere, das Saargebiet betreffende Note der deutschen Friedensdelegation übergeben. Die Note enthält, wie die Pariser Presse wissen will, Vorschläge deutscher Sachverständiger zur Deckung des französischen Kohlenbedarfs durch geeignetere Mittel als die in dem Friedensvertragsentwurf vorgesehenen. — In einer Unterredung, die Reichspräsident Ebert dem Herausgeber des „Südost-Telegraph" über Deutsch-Österreichs Zukunft gewährte, äußerte er: „Es ist ganz ausgeschlossen, daß Deutschland sich jemals auf ein Schachergeschäft einließe, wonach es etwa für Gewährung von Zugeständnissen den Zusammenschluß mit Deutsch-Österreich kühl behandeln oder gar ablehnen würde." — Der badische Landtag erhob am 16. feierlichen Einspruch gegen die Versailler Friedensbedingungen, die die Redner aller Parteien sowie Staatssekretär Geiß für unannehmbar erklärten. — Die in Arad gebildete ungarische Regierung siedelte nach Szegedin über. — In der französischen Deputiertenkammer teilte der Arbeitsminister Collard mit, daß die Banken ein Abkommen mit den Angestellten unterzeichnet hätten, in dem die Forderungen der Streikenden bewilligt werden. — Nach der Londoner „Morning Post" gab Paderewski seine Entlassung als polnischer Ministerpräsident, die jedoch vom Landtag nicht angenommen wurde. Die Krise sei darauf zurückzuführen, daß der Landtag sich geweigert habe, das von Paderewski in Paris gegebene Versprechen zur Einstellung der polnischen Offensive zu unterstützen. — Laut Pariser Reutermeldung wies der Rat der Minister des Äußern das Ersuchen der polnischen Regierung um Zuweisung eines Teiles der deutschen Handelsflotte ab. — Nach einer Meldung des polnischen Generalstabes aus Warschau eroberten die Polen bei der Offensive gegen die Ukrainer die Stadt Komarno. Die Hauptmacht der Polen stehe nordwestlich Lemberg. In Wolhynien seien die Ukrainer am Styr umzingelt und zur Waffenstreckung gezwungen worden; ihr Befehlshaber Osieeky samt seinem Stab und 2000 Mann seien gefangen genommen worden. — Griechische, französische, englische und italienische Truppen besetzten Smyrna und dessen Umgebung; mehrere alliierte Kriegsschiffe gingen im Hafen vor Anker. Als die griechischen Truppen landeten, wurden sie mit Gewehrfeuer aus dem türkischen Lager empfangen; an Toten zählte man laut Havas 300 Türken und 100 Griechen. — Der englische Unterstaatssekretär für das Auswärtige Harmsworth erklärte am 15. Mai im Unterhaus, der Ausbruch der Unruhen in Ägypten sei für das Auswärtige Amt eine vollständige Überraschung gewesen. Bei der Unterdrückung der Unruhen seien fast 1000 Ägypter getötet worden. — Ein Reutertelegramm aus Neuyork meldete, daß das zum Flug über den Atlantischen Ozean gestartete amerikanische Flugzeug Nr. 4 in Horta auf den Azoren wohlbehalten eingetroffen ist.

18. Mai. Graf Brockdorff-Rantzau ließ dem Präsidenten der Friedenskonferenz, Clemenceau, eine Note zugunsten der deutschen Mission überreichen. Wenn der Artikel 438 des Friedensvertragsentwurfs der Entente zur Ausführung gelangen sollte, so würden die deutschen Missionen aus allen ihren Arbeitsfeldern mit Ausnahme des niederländischen Kolonialreiches gewaltsam verdrängt. Sie würden ihrer wohlerworbenen Rechte beraubt, indem ihnen das Eigentum entzogen würde, das durch Missionsalmosen der heimatlichen Christenheit erworben und ihnen zur Verwaltung anvertraut ist. — Eine weitere Note betreffs der Deutschen im Auslande wurde Clemenceau übergeben. — Bei der in Spa erfolgten Besprechung zwischen den Reichsministern Dernburg, Graf Brockdorff-Rantzau und Wissell, dem

preußischen Finanzminister, sowie Wirtschafts- und Finanzsachverständigen wurde eine vollkommene Übereinstimmung dahin festgestellt, daß der Friedensentwurf der Entente in der vorgelegten Form unannehmbar ist. Bei dem in der gesamten Welt herrschenden Wunsch nach Herbeiführung eines dauernden Friedens soll jedoch von deutscher Seite nichts unversucht gelassen werden, eine brauchbare Grundlage für einen Frieden zu finden, der den berechtigten Forderungen der Gegner Rechnung trägt und für das deutsche Volk erträglich und erfüllbar ist. — In Berlin erfolgten Riesenkundgebungen der dort lebenden Österreicher und der Anschlußfreunde sowie der Auslandsdeutschen gegen den Gewaltfrieden. Von der Reichskanzlei aus hielten Ebert und Scheidemann Ansprachen an die Versammelten, die ganz auf den Ton der Kundgebungen gestimmt waren. — In ganz Oberschlesien fanden nochmals gewaltige Protest- und Demonstrationsumzüge gegen den Gewaltfrieden statt. Gerade aus den Kreisen der polnisch sprechenden Arbeiterschaft ertönt am lautesten der Ruf, nicht vom Deutschen Reiche losgetrennt zu werden. — Die russischen Sowjettruppen haben am Abend des 18. an der ganzen baltischen Front von Schlock bis Bauske den allgemeinen Angriff angesetzt. — Wie Reuter aus Helsingfors berichtet, fuhr am Morgen des 18. ein russisch-bolschewistisches Geschwader aus Kronstadt aus, das aber nach einem Gefecht von wenig mehr als einer halben Stunde durch englische Kriegsschiffe in die Flucht geschlagen wurde, wobei ein russisches Schiff sank und ein zweites strandete. — Die Russen sollen an Rumänien ein Ultimatum gerichtet haben.

19. Mai. Die Reichsminister Graf Brockdorff-Rantzau, Giesberts und Landsberg kehrten aus Spa bzw. aus Deutschland wieder nach Versailles zurück. — Die auf Anregung des Deutschen Wirtschaftskongresses von den führenden Verbänden der Arbeitgeber und Arbeitnehmer des gesamten deutschen Handels als Vertretung der Interessen von mehr als zehn Millionen Erwerbstätiger in Berlin veranstaltete Kundgebung erhob einmütig Einspruch gegen die Vernichtung deutscher Arbeit und Wirtschaft durch die Deutschland zugemuteten Friedensbedingungen. Die Vertreter deutscher Arbeit und Wirtschaft rufen alle schaffenden Kräfte der Welt auf, sie im Kampf um das Recht des deutschen Volkes auf freie Arbeit und Lebensmöglichkeit zu unterstützen. — Elf nach Berlin entsandte Vertreter der Bürger, Bauern und Arbeiter Ermelands und Masurens erhoben bei der Reichs- und preußischen Staatsregierung flammenden Einspruch gegen die Absicht der Feinde, die treu altpreußische und treu deutsche Gesinnung der Masuren und Ermeländer durch Erzwingung einer Abstimmung in Frage zu stellen. — Wie die „Schlesische Volkszeitung“ erfährt, hat der Fürstbischof von Breslau auf seine Bitte an den Papst um dessen Intervention für Milderung der Friedensbedingungen der Entente durch den Nuntius in München die Mitteilung erhalten, daß der Papst bereits in dieser Richtung tätig ist. — Marschall Foch kehrte von seiner Rheinreise nach Paris zurück und wurde von Clemenceau empfangen. — Stettin wurde von der Reichswehrbrigade 25 (Brandenburg) besetzt, die seinerzeit in Lichtenberg bei Berlin Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und das Berliner Polizeipräsidium gegen alle Angriffe verteidigt hatte. — Die sächsische Volkskammer protestierte auf das schärfste gegen die Friedensbedingungen von Versailles. „Nie ist das Vertrauen, nie Treue und Glauben schwerer getäuscht, nie das Recht blutiger verhöhnt worden. Diese Bedingungen stehen in schreiendem Widerspruch zu den von Wilson verkündeten und später von allen



Bolschewistische Greueltaten in Mitau. Als die Bolschewisten in Mitau hausten, nahmen sie ihren Gepflogenheiten gemäß eine Anzahl angesehener Bürger und Bürgerinnen von Mitau und Umgebung als Geiseln gefangen, die dann wie in München an die Wand gestellt und erschossen wurden. Wie Augenzeugen berichten, lebten manche der armen Opfer noch, als sie in das von ihnen geschaufelte Erdloch an der im Hintergrund unseres Bildes sichtbaren Mauer hineingeworfen und verscharrt wurden. Als die baltische Landeswehr und der deutsche Grenzschutz Mitau eroberten, wurden die wahllos zusammengeworfenen Todesopfer ausgegraben und rekognosziert, um alsdann richtig eingesargt zusammen in einem Massengrab würdig beigesetzt zu werden. Unser Bild zeigt den Augenblick, wo die Opfer, im Gefängnishof wieder ausgegraben, zum Zweck der Rekognoszierung daliegen; des Geruches wegen sind die Leichen mit Chlorkalk bestreut. Was unsere erschütternde Aufnahme zeigt, ist nur ein kleiner Bruchteil der von den Bolschewisten im Baltenlande verübten Greueltaten.

unseren Kriegsgegnern angenommenen Botschaften und den uns gegebenen Zusicherungen. Sie sind unannehmbar." — Nach dem in Eisenach in der Nacht zum 19. erfolgten Einrücken der Regierungstruppen des Korps Maercker wurde der Belagerungszustand über die Stadt und über den ganzen Verwaltungsbezirk Eisenach verhängt, wobei die Landwirte aufgefordert wurden, ihrer Ablieferungspflicht selbstloser als bisher nachzukommen; Schleichhändler und Geheimschlächter sollen vor das Kriegsgericht gestellt werden. — Im besetzten Deutsch-Südtirol hat Italien die Jahrgänge 1895, 1896 und 1897 der waffenfähigen deutschen Mannschaft zum Militärdienst einberufen. Wer dem Befehl nicht Folge leistet, wird von den Carabinieri geholt; infolgedessen flüchten viele mit der Einberufung Bedrohte nach Deutsch-Österreich. — An die schweizerische Regierung ließen die alliierten und assoziierten Regierungen eine Anfrage gelangen, ob sie evtl. geneigt wäre, eine strengere Verschärfung der Blockade gegen Deutschland durchzuführen. — Lettische Jäger besetzten Dünamünde und Riga; der größte Teil der bolschewistischen Kommissare wurde erschossen. — Die estnische Konstituante erklärte Estland als selbständige, unabhängige Republik. Mit der alten Regierung ist auch der deutsche Volkskommissar aus dem Kabinett geschieden. Die neue Regierung steht erheblich weiter links als die bisherige und trägt zudem einen ausgesprochen nationalistischen, den nationalen Minderheiten feindlichen Charakter, was für die Deutsch-Balten einen Schlag bedeutet. — Aus Bulgarien, im besonderen aus Sofia, Rustschuk, Warna und Philippopel, wurden revolutionäre Unruhen gemeldet.

20. Mai. Graf Brockdorff-Rantzau richtete an Clemenceau eine Note, in der er mitteilte, die deutsche Friedensdelegation beabsichtige in den nächsten Tagen noch eine Anzahl Darlegungen an die alliierten und assoziierten Regierungen gelangen zu lassen. Da die Fragen zum Teil sehr verwickelter Art seien und mit den Sachverständigen eingehend erörtert werden müßten, werden sie in der am 7. Mai bezeichneten Frist von fünfzehn Tagen nicht sämtlich erledigt werden können. Mit Rücksicht darauf stellte Graf Brockdorff-Rantzau den Antrag, für seine Darlegung die erforderliche Frist zu gewähren. — Die Abgeordneten des Saargebiets richteten an die deutsche Friedensdelegation in Versailles eine Erklärung, in der sie im Namen der Saarbevölkerung gegen die beabsichtigte Loslösung des rein deutschen Saarbeckens vom Mutterland laut und feierlich ihre Stimmen erheben. Die Bevölkerung des Saarbeckens lehnt es ab, als Handelsware behandelt zu werden; sie war deutsch, ist deutsch und will deutsch bleiben. — Der rechtsrheinische Brückenkopf bei Breisach wurde von den Franzosen besetzt. — Über ganz Westpreußen hat das preußische Staatsministerium den Belagerungszustand verhängt. — In Weimar fand eine Besprechung der Landtagspräsidenten der thüringischen Staaten mit Vertretern der Regierungen dieser Gebiete wegen Vereinheitlichung Thüringens statt. Zur Herbeiführung der Verschmelzung wird eine Gemeinschaft gegründet, deren Organ eine noch zu bildende Vertretung (Volksrat) von 42 Abgeordneten werden soll. Von den Vertretern der Regierungen wird ein Staatsrat gebildet. — In Amsterdam traf ein Sonderzug aus Deutschland ein mit gemünztem Golde im Werte von 200 Millionen Mark für die niederländische Regierung als Garantiezahlung für Lebensmittel, die Amerika an Deutschland liefert.

21. Mai. Clemenceau verharrte auf seinem Standpunkt hinsichtlich der Schuld Deutschlands am Kriege in seiner Antwort auf die deutsche Note vom 13. Mai über die Wiedergutmachung und über die Zurückweisung der Schuld der früheren deutschen Regierung am Ausbruch des Krieges. Dagegen teilte Clemenceau dem Grafen Brockdorff-Rantzau mit, daß die alliierten und assoziierten Regierungen einverstanden sind, die Frist für Denkschriften der deutschen Delegation bis zum 29. Mai zu verlängern. — Der Staatskommissar Hörsing richtete als Beauftragter von mehr als 1½ Millionen Bewohnern Oberschlesiens an den Ministerpräsidenten Scheidemann ein Telegramm, in dem er bittet, in Paris den Protest Oberschlesiens gegen die Abtretung an Polen zu übermitteln. „Von der 2230000 Personen starken Bevölkerung haben 1560000 in Protestversammlungen und Kundgebungen gegen diesen Frieden Einspruch erhoben und feierlich gelobt und geschworen, eher sterben zu wollen, als in völlige Knechtschaft und Unkultur zu kommen."

22./23. Mai. Ministerpräsident Scheidemann begab sich am 22. Mai nach Spa, begleitet von den Reichsministern Dernburg, Erzberger und Bell, sowie von dem Vorsitzenden der Geschäftsstelle für Friedensverhandlungen, dem Grafen Bernstorff. Die deutsche Delegation reiste von Versailles gleichfalls nach Spa, wo am 23. Mai die endgültige Redaktion der deutschen Gegenvorschläge stattfand. Die Zusammenkunft in Spa war notwendig geworden, weil der Verkehr zwischen Berlin und Versailles technisch außerordentlich erschwert war, anderseits aber die Reichsregierung fest entschlossen ist, dem deutschen Volke so schnell als möglich Klarheit über die deutschen Gegenvorschläge und damit zugleich über die Friedensaussichten zu geben. — Das italienische Kriegsschiff „Dante Alighieri" mit dem General Caneva an Bord traf am 20. Mai in Fiume ein.

Der Zug des Todes.

Immer noch erscheinen die deutschen Verlustlisten, wenn sich auch ihr Umfang allmählich verringert; in der vergangenen Woche umfassen sie etwa 8000 Namen. An der polnischen Grenze fiel der verdienstvolle Verteidiger Brombergs Major Werner Bloem, Kommandeur des Grenzschutzbataillons 2, ein Bruder des bekannten Schriftstellers, auf einem Erkundungsgang diesseits der Demarkationslinie bei Gorsin den Revolverschüssen einer polnischen Patrouille zum Opfer. Ein Opfer des Gewaltfriedens wurde der Deutsch-Balte Professor Dr. Adolph, Abteilungsleiter am Anatomischen Institut der Universität Königsberg; er erschoß sich aus Gram über das Unglück Deutschlands. Der frühere Führer der Volksmarinedivision in Berlin, Leutnant Dorrenbach, ist in der Berliner Charité seinen Verletzungen erlegen, die er sich nach seiner Festnahme in Eisenach infolge eines Fluchtversuches zugezogen hatte. Weiter wird aus Berlin der Tod des Geheimrats Max Delbrück, des Direktors des Instituts für Gärungsgewerbe in Berlin, gemeldet; er war einer der bedeutendsten Hefeforscher und stand im 69. Lebensjahre. Ferner verschied dort nach kurzem schweren Leiden im 61. Lebensjahre Prof. Dr. Oppenheim, einer der hervorragendsten deutschen Nervenärzte, der sich um den Ausbau der Nervenheilkunde die größten Verdienste erworben hat. Einer kurzen Krankheit erlag in Frankfurt a. M. Hofrat Prof. Bernhard Hagen, der verdienstvolle Gründer und Leiter des dortigen städtischen Völkermuseums; der bekannte Forscher und Gelehrte stand im 67. Lebensjahre. Aus Heidelberg kommt die Nachricht vom Tode des bedeutenden Musikgelehrten und Dirigenten Philipp Wolfrum, der in der Schweiz einem schweren Leiden erlag. Der Verstorbene, der im 65. Lebensjahre stand, hat in langjährigem, von hohem Idealismus getragenem Wirken Heidelberg zu einer Pflegestätte ernster musikalischer Kunst ersten Ranges gemacht. Mit lebhaftem Bedauern empfingen wir die Mitteilung, daß unser Mitarbeiter Kunstmaler Hermann Rasche, der unsere Leser durch seine humorvollen Tierskizzen erfreute, in Radeberg einer langen schweren Krankheit zum Opfer gefallen ist. Im Alter von 71 Jahren verschied in Hamburg der hervorragende Wasserbautechniker und Schöpfer der dortigen Hafenanlagen Geheimer Baurat Prof. Dr.-Ing. F. Bubendey. Die Kunstwissenschaft verlor mit dem Tode des ordentlichen Professors der klassischen Archäologie in Kiel Bruno Sauer, der im Alter von 58 Jahren verschied, einen ihrer bedeutendsten Vertreter, dem sie zahlreiche Abhandlungen über kunstgeschichtlich wichtige Fragen verdankt.



Das Gastmahl der Kleopatra. Nach einem Gemälde von **Giovanni Battista Tiepolo.**



Der Baumeister von Alt-Leipzig.

Roman von Heinrich Welcker.

1.

Das kleine Häuerglöcklein ließ zum sechsten und letzten Male an diesem köstlichen Sommertage seine helle Stimme über die Berge des Erzgebirges erklingen.

Ganz oben hing es in dem durchsichtigen, vom Abendsonnenschein durchglänzten grünen Türmlein über dem mächtigen Steinmassiv der Kirche St. Annen zu Annaberg. Eilig und laut rief es, auch dem Fleißigsten zur Mahnung, Schlegel und Eisen endlich beiseite zu legen und heimzukehren von Schacht und Halde.

Nur noch ein Kleines nun, so schlossen sich die fünf Tore des Bergstädtleins. Wer dann noch später kam, der mußte schon ein bekanntes Stadtkind sein oder ein gut Wort mitsamt einem halben Groschen dranwenden, um Hans Unwirsch, den Torwart, zu bewegen, das enge Pförtchen im Torwinkel noch einmal aufzuschließen. Und dem, der das Aussehen hatte, als gehöre er zu den verdächtigen fahrenden Leuten, mochte selbst damit schwerlich der Einlaß erkauft werden. Er konnte immerhin eine Brombeerhecke am Wege zum Bett wählen.

Auch über den Pöhlberg hin flog der Klang des hellen Glöckleins. Der reckt sich, etwa ein halb Stündchen östlich der Stadt, als ein ungefüger, stumpf abgehauener Riesenkegel empor. Ein basaltenes Denkmal unabsehbar alter Vergangenheit, so steht er und blickt geringschätzig herab auf das junge Städtlein, das an einer Kuppe des Vorberges mit seinen winkligen Gäßchen hängt, trotz seiner siebzehntürmigen Mauer immerdar gleichsam in Furcht, vom harten Bergwind in das tiefe Tal der Sehma hinabgeweht zu werden.

Als aber jetzt des Glöckleins Ton herüberwehte, da neigten sich auch die hohen Gräser auf der Hochfläche des Berges. Die wenigen alten Fichten, die das emsige Bergmannsvolk stehengelassen, rauschten nach Kräften darein, um die heilige St. Anna, die Gottesgroßmutter, als Herrin auch über Berge und Wälder und Winterstürme zu grüßen, und ein Reh erhob sich und trat aus dem kurzen, dichten Gestrüpp des Bergrandes heraus auf die freie Breite der Höhe. Eine Weile äugte es vorsichtig zwischen den Felstrümmern hindurch hinab nach den winzigen Menschlein, die auf allen Wegen dahinwimmelten, den Stadttoren entgegen, dann schlug es den vertrauten Wechsel nach einem der kleinen Wassertümpel ein, die, wiewohl auf der Höhe des Berges, doch niemals gänzlich vertrocknen und darum auch in der Hitze des Sommers frischgrünen Pflänzlein an ihrem Rande das Leben wahren.

Aber erschreckt entwich das zierliche Tierlein und floh zurück in die Büsche! Es hatte entdeckt, daß der Platz seiner Abendäsung nicht frei war.

Ein hellbraunes Wams mit bunten Schlitzärmeln schimmerte von da herüber, und der weiße Federstutz eines Baretts leuchtete hell neben den Ginsterstauden. Ein junger Mann hatte sich nahe dem Wasserbecken auf einer Steinplatte niedergelassen. Er saß dort mit übergeschlagenen Knien, hatte den einen Ellbogen darauf gestützt und die Stirn in die offene Hand. Dunkle, weitoffene Träumeraugen schauten aus einem blassen und schmalen Antlitz in die sonnenüberglänzte Ferne. Weitherum in die Runde reichte von diesem Sitzplatze aus sein Blick. Mit Wehmut haftete er wieder und wieder auf den dunkelbewaldeten Kuppeln der Berge. Zuweilen folgte er wie in Sehnsucht einem Wolkenschatten, der jetzt als ein blauer Schleier einen Berghang hinaufzog, jetzt wieder verschwindend, ihn hellrot aufleuchten ließ in der Abendsonne. Immer wieder aber kehrte sein Auge zurück nach dem Städtchen auf der Bergkuppe zu seinen Füßen.

Da ertönte ein lauter Halloruf von der Seite des Abhanges her, an dem der Pfad von der Stadt aus dem Kirchgassentore sich zur Höhe emporwand. Der Baß einer kräftigen Männerstimme rief das Hallo und hing gleich einen Jauchzer daran, so wie es Leute einander zurufen, die auf der Wanderung zwischen Berg und Wald sich verloren haben, doch ohne Sorgen sind wegen des Wiederfindens. Zum zweiten und dritten Male schon ertönte das frohe Hallo, da endlich schaute der Träumer auf der Berghöhe auf. Doch ehe er sich noch in der nahen Wirklichkeit zurechtzufinden vermocht hatte, erschien schon das gerötete Angesicht des Rufers am Hange über dem Steingewirr, und seine Stimme sang die alten Verszeilen des Herrn Walter von der Vogelweide unter Lachen herüber:

„Ich saß auf einem Steine,
Und deckte Bein mit Beine . . .“

Dann lief das Lied in ein herzhaftes Schelten aus: „Hallo! Da sitzet er leibhaft und bläset eitel Trübsal, anstatt als ein rechter Steinmetzgesell hinauszurufen: Die Welt da draußen soll mein sein von morgen ab! Heda! Was soll das? — Ich seh's ja! Gar ein lützel feuchte Augen! Abschiedsrührung, weil ein Glöcklein übers Bergheimatland bimmelt und Frau Sonne rot scheint am Abend. Was da! So macht sie's überall! Höchste Zeit, daß der Wind dir bald anderswo um die Nase bläset!“

Es war ein stämmiger Mann mit fröhlichem Antlitz, der also rief. Weißes Langhaar quoll dicht unter seiner dunklen Samtkappe hervor. Mit kraftvollen Sprüngen, dem weißen Haar zum Trotz, kam er schnell näher von Fels zu Fels. Jetzt schwang er sich schon über einen Zipfel des Tümpels, und jetzt stand er vor dem Jünglinge, lachte wieder laut aus seinem dichten, weißgrauen Barte und drückte den Überraschten zurück auf den Steinsitz.

„Konnt' ich mir doch denken, wo ich den nachdenksamen Herrn Hieronymus finden würde! Tränen um Großmütterlein St. Anna da drüben? Oder um seine leibhaftige Mutter Barbara, die ihm nun freilich hinfüro in Leipzig nit mehr das warme Mäntelchen nachtragen kann! Er wird sich trotzdem in der Luft, die um die Pleiße her weht, nicht gleich verkühlen! Oder geht's noch um eine andere? Wie? Eine Jüngere? Jungfrau Maria, Herrn Bergmeisters von Steig holdseliges Töchterlein begegnete mir gestern, und der ehrenfeste Herr churfürstliche Zehender Johannes Unwirth hat mir heilig versichert, daß sie ein wahrer Spiegel der Tugend und jungfräulichen Ruhmes sei. Oder ist's die braune Katharina, Herrn Fundgrübeners Bauer treuherzig Mägdelein, oder . . .?“

Bis daher kam der lustige Greis mit seiner anzüglichen Rede. Bei Jungfrau Katharina Bauers Namen aber schoß das Blut dem jungen Manne in die blassen Wangen. Lebhaft stand er auf. Leicht konnte man merken, daß die Spottrede einen wunden Punkt an seinem Herzen getroffen habe. Und jetzt da er stand, erwies sich, daß

er den Alten schier um Haupteslänge überragte, trotz seines feinen Antlitzes ein Jüngling voll frischer Kraft und in guter Bereitschaft, den Kampf mit dem Leben, dem er entgegenschritt, aussichtsvoll anzuheben. Einen Augenblick noch lag der Schatten der vorigen Schwermut auf seinen Zügen, dann warf er das Federbarett mit einem Ruck des Kopfes zurück, daß auch bei ihm das Künstlerhaar in Locken hervorsprang. Er bot dem Alten, der ihm mit schelmisch durchdringenden Blicken ins Auge sah, die Hand. „Also ist es nit Zufall, daß Euer Abendgang Euch hier heraufführt," begann er, eilig von Jungfer Katharinen ablenkend. „Ihr sucht mich, ehrwürdiger Meister? Um so schwerer wird mir dieser Abend des Abschiednehmens."

Der Alte gab den gebotenen Händedruck kräftig zurück, zog dabei den anderen abermals auf seinen Steinsitz und ließ sich selbst alsbald neben ihm niederfallen. Er prustete lebhaft. Das Steigen hatte es ihm doch angetan.

„Es gereicht dir durchaus nit zur Unehr', Hieronyme, daß dir das Herz nit allzu leicht ist an solchem Abend," begann er jetzt ernsthaft. „Freilich gar viele feiern ein zugeschlagen Kapitel in ihrem Leben mit Fressen und Saufgelagen und lautem Lärmen. Ich aber meine auch, daß es an solchem Tage einem jungen Meister besser ansteht, rückwärts zu schauen auf das, was er als Lehrling und Geselle vollbracht hat, und vorwärts auf das, was er mit Hilfe seines Schutzpatrons als Meister zu vollbringen sich fürgenommen. Er wird dann mit besserem Mute in Zukunft am Werke sein und Fehlgriffe leichter vermeiden. — Nur den Frohmut soll er sich dabei beileib' nit verkümmern lassen."

Der Jüngere lächelte wieder. „Es ist eine dumme Gewohnheit von mir, zu träumen, und ich weiß, Ihr möget es nit leiden."

„Halt!" Der Alte unterbrach ihn. „So ist's nit gemeint. Wir sind von derselben besonderen Zunft!" Und er setzte mit leisem Lachen hinzu: „Der einzigen, bei der sie Träumer gebrauchen können! Eh' ich da unten in St. Annen die Gewölbe ausgerechnet und gerissen habe im Langen, Hohen und Breiten, da hab' ich sie innerlich — im Geiste — gesehen. Just hier oben auf dem Pöhlberg, an der Ecke drüben, hab' ich gesessen. Damals wuchsen an unserem Bau bloß erst die Pfeiler herauf, da hab' ich ihn für mich allein zum ersten Male ganz zu Ende geträumt, außen und innen. Da steht er nun. Ich hoffe, bald kann Meister Wessinger das Gerüste vollends herabnehmen."

Die Augen des alten Meisters leuchteten jetzt ganz ebenso wie kurz zuvor die seines jüngeren Gesellen und Freundes. Mit liebevollem Blick schien er das Städtchen in der Tiefe und das über den Gäßchen gewaltig emporragende Kirchenbauwerk gleichsam zu umfangen, ähnlich wie jener.

Eine Weile schwiegen beide. Sie standen im Tempel ihrer königlichen Kunst. Es gibt keine Worte, um das Allerheiligste zu bezeichnen.

Die Sonne war unterdessen tiefer gesunken. Das hohe, kupfergedeckte Dach des heiligen Bauwerkes stand in unsagbar buntem Farbenspiel, wie umflossen von grünroten Flammen. —

Der Alte, Herr Jakob v. Schweinsurth, wohlbekannt im deutschen Lande als Meister der Baukunst, durfte sich rühmen, auch den Kirchbau zu Annaberg zwar nicht begonnen, doch vollendet zu haben. Der Junge, Hieronymus Lotter, war dabei sein liebster Lehrling geworden und bester Geselle. Wie Vater und Sohn, eher noch inniger, vertrauensvoller, gekettet durch dieselbe große Begeisterung zu derselben Schönheit, standen beide zueinander.

„Darf ich Euch erzählen, Meister, was ich vorhin geträumt habe?" So begann der Jüngere wieder. „Der alte Michael Hansleuter, mein Präzeptor, hielt viel von den Träumen, die man in der letzten Zeit vor einer Lebenswende haben mochte."

„Der Michael Hansleuter . . .? So, so, Gott hab' ihn selig . . ." Der Alte lächelte weltmännisch überlegen, indem er an den kleinen Magister dachte, den auch er, als er nach Annaberg kam, noch kennen gelernt hatte. „Ich bin anderer Meinung. Aber berichte!"

Und der junge Lotter begann: „Ich mußte noch einmal hier herauf vor dem Ritte nach Leipzig. Das hatt' ich mir vorgesetzt. Aber es gab viel zu laufen für mich heut als am letzten Tage, zu Gevattern und Freunden. Erst gegen die Vesper konnt' ich mich losmachen. Heiß war's bergan. Hier hinter dem Felsen fand ich Schatten und doch Schutz zugleich vor dem Höhenwind. Hier ließ ich mich nieder und saß — lange vielleicht — ganz still. Weiß selbst nit, ob ich mehr gewacht hab' schließlich oder geschlummert. Aber mir ist, als hätt' ich die Augen nit zugemacht." — Das Antlitz des Jünglings nahm wieder ganz den Ausdruck der Versunkenheit an wie vorher. Dann fuhr er fort: „Ich träumte, ich säße hier in dunkler Nacht. Deutlich habe ich die Sterne am Himmel gesehen, dort über den Fichten. Es war alles ganz still und reglos. Da mit einem Male wandelte dort am Ende des Tümpels, da, wo Ihr herkamt, ein wundersam Bild, ganz weiß, ganz in Licht — eine Frau . . .!"

„Hm, hm, dacht' ich mir gleich," sagte leicht schmunzelnd der Meister und schaute seinen jungen Freund von der Seite an.

„Wieso?"

„Als ich so alt war wie du, träumte ich so was auch am liebsten von allem."

„Ihr spottet!"

„Durchaus nit. Solltest du nit auch von der Sache gehört haben: In jedem der beiden grünen Wässerlein hier auf dem Pöhlberge wohne eine weiße Jungfrau . . ."

„Ganz weiß war sie an Gewand und mit Silbergeschmelz bedeckt! Wie eine Fürstin ging sie einher und — ich habe es ganz deutlich gesehen — eine Krone trug sie statt der Haube! Gewinkt hat sie mir . . .!"

„Eine Krone? Ja, die tragen sie alle, die uns locken, die einen mehr, die anderen weniger deutlich. Schade, daß ich so spät kam. Aber den Ton der Glocken können die meisten dieser Jungfrauen durchaus nicht vertragen, er macht ihnen Herzbeklemmung. Hätte sie ganz gern mal um die Hüfte gedrückt. Ich als Junggesell darf mir das leisten trotz meines ehrbaren Alters."

Baumeister Jakob v. Schweinsurth lachte leis und behaglich. Der junge Hieronymus, der eben noch bei seiner Erzählung wie in Verklärung gestrahlt hatte, schaute ernüchtert und ein wenig geärgert drein.

„Wenn ich wußte, daß Ihr es so auffaßtet, hätte ich nichts erzählt. Ich dachte, Ihr würdet mir's deuten helfen."

Da wurde der Meister wieder ernst. „Gut, so will ich dir's deuten."

Lotter schaute gespannt zu ihm auf.

„Nimm an, es wäre ein Abbild der Kunst gewesen, die du dir als Lebenszweck gewählet hast. Wenn du das Bild so deutest, so magst du geruhig seinem Winken folgen. Dann kann's dich ernstlich zu den Sternen führen. Hast sie ja auch drüber am Himmel gesehen."

„Es war eine Frau! Wie leibhaftig war sie, nit nur so ein Gleichnis! Und kein Zeichen unserer Kunst hab' ich an ihr gesehen!" Der Jüngere stand hastig auf, noch ärgerlicher als zuvor. Er hatte den leisen Spott gespürt. Hinter ihm erhob sich langsam der Meister.

„Trug sie ein bekannt Antlitz?“ fragte er.

Der Jüngling suchte ihm ins Auge zu schauen, unsicher, ob er weiter in seinem Geständnis fortfahren sollte oder nicht. Das Vertrauen zu seinem oft erprobten Freunde siegte. „Im ersten Augenblicke dünkte mich, die Katharina wär' es. Als ich weiter zusah, da sah ich mehr und mehr, sie war größer, stolzer, eben wie eine Fürstin, ich sagt' es ja schon. Die Käthe war es nit.“

Der Alte nickte befriedigt. „Laß uns heimgehen. Ich fühle es kalt im Rücken. Ich kann auch im Gehen Träume deuten.“

Sie schritten den Bergpfad zwischen den niedrigen Fichten und bemoosten Blöcken hinab.

„Ich hätte dein Traumbild gern als das Abbild unserer Kunst gedeutet und hätte manch ein kräftig Sprüchlein daran zu knüpfen verstanden. Aber da du die Jungfrau Katharina Bauerin wenigstens vorübergehend in ihm erkannt zu haben vermeinest, so geht das doch nit wohl an. Ich muß auf eine bessere Deutung sinnen. Hab' freilich die Besorgnis, du werdest dem Rate, den ich dir auf den Weg nach Leipzig und auch für weiterhin ins Bündel schnüren möchte, nit eben lange folgen.“

„Was meint Ihr?“

Der Meister blieb stehen. „Nimm dir zunächst ein Beispiel an mir und siehe, wie ich mein Lebtag guter Dinge bin. Das macht, weil meine Kunst mir Glück und Ehren gebracht hat. Wenn ich mich dereinst schlafen lege, ich weiß, mein Werk überdauert mich.“

„Aber die Frau . . .?“

„Geduld! Die weiße Gestalt, die du gesehen, das war das ‚Weib‘. Das Weib überhaupt, wie es um uns hergehet in hunderttausend Formen. Nenn's Katharina Bauerin oder Aspasia, nenn's Frau Teufelinne oder gar Sankta Marie, das ist ganz gleich. Es winkt. Es schmeichelt. Es lockt. Es hat auch mich gelockt. Mehr als einmal. Aber siehe mich an: Niemals hat es mich unterjocht — niemals ist's Herrin geworden über mich. Darum bin ich geworden, was ich bin.“

Der junge Lotter schaute mißmutig und ein wenig ungläubig drein. Die Deutung seines Traumes befriedigte ihn nicht recht. Er hatte etwas für sich Schmeichelhafteres erhofft.

Der Meister begann wieder: „Aber recht mußt du mich verstehen. Ich weiß, du kennst meine Art, wirst wohl auch erfahren oder gemerkt haben, ich scherze gern mit einem hübschen Maidlein. Ich will ein Mensch sein wie alle. Durchaus kein Asket. Aber zum allerersten bin ich ein Künstler. Siehe, es ist mein innigster Wunsch: Das möchtest du auch sein!“

Der Alte sah hier den Jüngling mit tiefen, ernsten Augen an. Bis ins Herz bohrten sich seine Blicke. Dann senkte er still das Haupt wie in schweren Gedanken und schritt den Pfad hinab fürbaß.

Der Jüngling ging halb hinter ihm her. Das offenherzige Wesen des Meisters, mit dem er von seiner eigenen Menschlichkeit gesprochen, und dann der aus der Tiefe kommende Ernst seiner Rede hatten ihn getroffen. Aber auch sein Mißmut war wieder geweckt. Meinte jener etwas Bestimmtes mit seiner Mahnung? Mißbilligte er, daß er die sittsame Katharina Bauerin liebgewonnen und schon dann und wann leise daran gedacht hatte, sie dereinst als Ehegespons heimzuführen in sein Haus? Sollte er's nicht? Was hatte er wider sie? Seine Eltern mochten das brave Mägdelein, das eines sehr wohlhabenden Fundgrübners Tochter war aus dem Nachbarstädtchen auf dem Geyer, gar gut leiden. Sie hätten es auch gar gerne gesehen, wenn sie die Seine wurde. Und sie selbst? Wollte sie das nicht vielleicht von ganzem Herzen? Es bedurfte am Ende nur eines Wortes, nur eines Entschlusses!

Der Meister hatte im Hinabschreiten einen kleinen Vorsprung gewonnen. Rüstig, ruhig und fest schritt er aus. Selbstbewußtsein lag bei ihm in jeder Bewegung und sichere Klarheit. Im letzten Schimmer des Abends wandelte seine Gestalt den Pfad hinab. —

Hieronymus Lotter sollte am nächsten Tage die Reise nach Leipzig antreten, um dort seine Ausbildung als Baumeister und zugleich in kaufmännischen Geschäften weiter zu fördern. Sein jüngerer Bruder Anton sollte ihm alsbald folgen. Die St. Annenkirche in Annaberg stand ja nun im wesentlichen vollendet. Nahezu dreißig Jahre hatte der Bau gewährt. Der Knabe und Jüngling hatte sein ganzes junges Leben lang von dem Fenster seines Stübchens aus darauf hingeschaut. Er hatte gesehen, wie das Werk sich ausbreitete, wie es erst in die Tiefe, dann in die Höhe wuchs. Aus dem Jüngling war ein Mann dabei geworden. Kein Wunder, daß das immerdar im Werden begriffene Werk sein Nachdenken anzog, daß, wie das Bauwerk sich entwickelte, so auch der Keim zum Künstlertume, zum Baukünstlertume insbesondere, der in des Kindes Seele geschlummert hatte, mählich sich entfaltete. Bald schlug er Wurzeln und schließlich füllte er des Jünglings ganzes Wesen. Breit und gewaltig standen da drüben die Mauern, drei Ellen tief am Grunde, zu schlankeren und doch starken Pfeilern gliederten sie sich und strebten empor; hoch über allem thronte der mächtige Turm. Ein Bauwerk war geworden von erdstarker Kraft. Und doch hielt die Schönheit darein lieblichen Einzug. — So stellte dem werdenden Manne sich das Ideal seines Lebens dar. So wie die Gewölbe unter Meister Schweinfurths leitender Kunst schlank emporstrebten, um schließlich in schwindelnder Höhe ineinander zu laufen, so wie der Turm als ein wuchtiges Wahrzeichen stand, gen Himmel weisend, in die Ewigkeit — so erträumte sich der Jüngling seines Lebens Glück. Nicht hoch genug konnte er sich die Ziele seines Willens stecken, weit hinaus über der kleinen Mitmenschen vergänglichen Schwarm führten ihn seine Wünsche, Unsterblichkeitslorbeer lockte seinen Schläfen. Er fühlte sich Manns genug, dereinst nach allem Höchsten zu greifen, was Menschen zu denken vermögen.

Gern stieg er auf den Turm. Beherzt trat er dabei auf die durchsichtigen Stiegen und kletterte bis in den offenen Holzbau unter der Haube.

Über die Höhe des Erzgebirges fegt fast immer ein Wind, von dem die Leute, die in den Ebenen wohnen, sich kaum den rechten Begriff machen. Ganz besonders ausgesetzt ist ihm das Städtchen auf St. Annas Berg. So sehr, daß man schon bei seiner Anlage — gar nicht so lange, bevor Hieronymus Lotters Vater Michael mit Barbara, seiner Hausfrau und Magister Hansleuter aus Nürnberg unerquicklicher Erbstreitigkeiten halber hierher zog — die neugebildeten Gassen in mancherlei Winkeln anlegte, um die Gewalt des Sturmes auf dieser Kuppe einigermaßen zu brechen.

Auch durch den Glockenturm des Domes pfeift allzeit der Wind, so daß die Strebebalken leise sich zu wiegen und die Glocken heimlich zu singen scheinen. Dem jungen Hieronymus war das vertraut. Er saß oftmals da oben und schaute ins Land. Aber manchmal überkam ihn doch etwas wie ein herzbeklemmender Schwindel. Zwar er fürchtete sich nicht eigentlich vor einem Fall, aber er mußte sich doch anhalten. Das Wanken des obersten Holzbaues konnte es nicht sein, das ihn anfocht, er wußte zu gut, daß die Pfeiler hielten. Und doch mußte er sich manchmal zur Treppe tasten und hinabsteigen. In ihm selbst war etwas, das ihn zwang. Die Glocken sangen, als er sich an ihnen vorbeibog. Was sangen sie so? War es der Ruf zur unendlichen Höhe? War es ein leises

Warnen? Fast wie ein Weinen klang es zuweilen. Weinten sie um ein Menschenschicksal? Wie kann ein Mensch lebend gen Himmel wollen, da er doch vom Staube geboren ist! Nur die, die da selig sind in Ewigkeit, kehren dort ein . . .

Es war dem Hieronymus Lotter, als er jetzt so auf dem Wege vom Pöhlberge herab hinter dem Meister nachdenkend herschritt, als habe das Singen der Glocken auch aus den Worten des Alten geklungen. Warnte auch er? Vor was? Vor wem? Wie konnten die Gefahren aussehen, die ihm im Leben drohten? Katharina? Lieb Hausmütterchen in jedem Zuge schon als Kind und Mädchen! Sie eine Gefahr? — Hieronymus mußte lächeln. Der wackere Meister da vorn war ein eingefleischter Junggesell, daher lagen ihm solche Gedanken nahe; so wie der Jüngling jetzt, da der Meister voraus den Berg hinabging, über ihn hinabschaute, so würde er auch in Zukunft einmal über ihn hinwegschauen lernen! Auch Jakob v. Schweinfurth war trotz manch rühmenswerten Werkes noch keiner von den ganz Großen, ewig Unsterblichen. War nicht sogar ein Körnchen Eitelkeit in seinem Stolze? Und war er wirklich immer ganz glücklich in seiner Junggesellenseinsamkeit? Glücklich? Er klagte zuweilen über schlaflose Nächte. Kam es überhaupt darauf an, glücklich zu sein? Oder gab es ein Mehr, ein Höherhinaus! Zumal für den, der den Anspruch machte, ein Denkender unter den Toren zu sein und gar ein Schaffender!

Der liebe alte Meister! Seine Sorgen flossen aus seiner Güte. Er sah Gefahren, wo die junge Zuversicht nur eine Hand spürte, die mit Sicherheit hinauf zu den Sternen zog.

Da fiel es Hieronymus ein, wie tief er verpflichtet sei, dem Meister zu danken.

Der hatte ihn einst zum ersten Male gesehen, wie er als Knabe schen um den Bau der Annenkirche herumstrich, nach einer Gelegenheit spähend, Einblick in das Geheimnis des Baugetriebes zu gewinnen. Der Alte hatte den wißbegierigen Burschen an sich gezogen, hatte ihn nachmals als Lehrling und Gesellen in seine Bauhütte aufgenommen und ihm die heimlichen Zeichen und Worte der Kunst gegeben. Schließlich hatte er ihn ganz zu seinem Vertrauten gemacht, ihn in sein Herz geschlossen, ihn in die tiefsten Feinheiten der Kunst blicken lassen. Der Gesell war selbst ein junger Meister durch ihn geworden.

Lotter beeilte seine Schritte. Bald hatte er seinen Lehrer erreicht. Er drückte ihm leise die Hand.

Der Meister sah sich freundlich um, indem er neben ihm weiterschritt. „Ich wußte schon, daß du kommen würdest," sagte er, „du hast ein weiches Herz. Siehe, eben das ist es, was mir zuweilen Sorge bereitet. Freilich, auch Freunde mag es dir machen."

Weiter sagte er nichts, sondern schritt gelassen fürbaß. Still kamen beide zu dem Stadttor. Für sie wurde das Pförtlein willig geöffnet.

Am Abend aber war helles Gläserklingen und Singen und Lärmen der Gäste im Hause des wohlangesehenen Bürgers Michael Lotter. Der Abschied des Sohnes Hieronymus wurde herzhaft gefeiert.

Auch Jungfrau Katharina Bauerin mit ihrer Sippe war da. Meister Schweinfurth aber saß in einem wohligen Winkel hinter seinem Krug. Von da schaute er oftmals sinnend auf die Jungfrau und auf seinen jungen Freund. Da sah er, wie Katharina eine Gelegenheit wahrnahm, sich heimlich fortzustehlen aus dem Schwarm der Lärmenden, und durch die Tür, die nach dem Garten führte, entwich. Gleich danach war auch Hieronymus verschwunden.

Da trank der Meister seinen Krug aus und setzte ihn so hart auf den Tisch, daß alles erschrocken zu ihm hinschaute. Er aber lachte nur grimmig in seinen Bart und gab keine Antwort auf alle Fragen.

Gleich danach stand er auf und ging.

„Künstlerlaunen!" sagte man hinter ihm.

Er trat vors Haus. Da stand der Mond hoch hinter dem Dache der Kirche gegenüber und übergoß sie mit dem Frieden seiner Strahlen.

Der Baumeister zog den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Seitenpforte und trat entblößten Hauptes ins Innere.

Das Mondlicht füllte den weiten unteren Raum mit blauem Scheine. Die Höhe der Gewölbe aber lag in schwarzer Nacht. Tief still war es.

Am Gitter des großen Altars beugte der Greis das Knie. Er betete still und lange. Was sein Herz bewegte in jener Nacht und für wen seine Lippen fürbittend flüsterten, hat niemand uns berichtet.

2.

Etliche Jahre waren vergangen. Lustiger Frühherbst mit zwinkernder Sonne! Heller Klingklang in der alten Stadt Leipzig!

Heia! Dideldumdei! Die Stadtpfeifer hatten heut gute Zehrung!

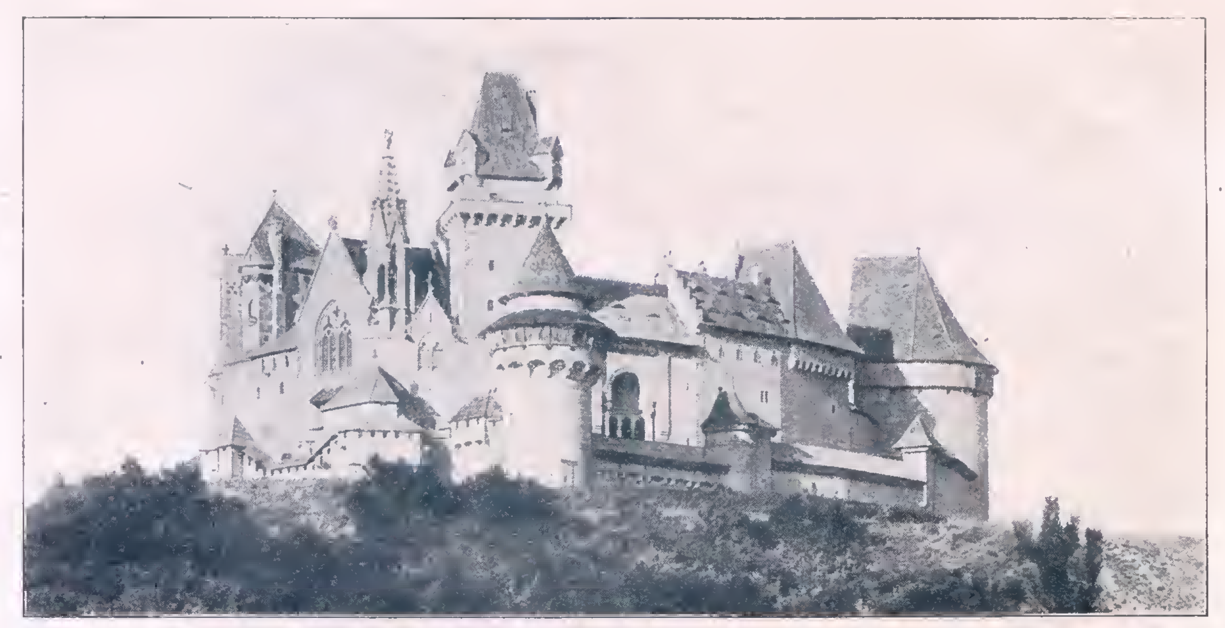
Schon am frühesten Morgen ward es lebendig im Pfeiferhause in der Gasse nahe beim Schlosse. Allerlei quietschende und quäkende Töne wurden laut, denn jeder Spielmann mußte mit einem Blaser probieren, ob nichts Verdächtiges in irgendein Luftloch seiner Kunstüte hineingeraten, nicht minder, ob seine Lunge, die heute noch viel hergeben sollte, trotz starker Trinkerübung am Abend zuvor noch leidlich wohl bei Vermögen sei.

Und wenn der junge Herzog Moritz, der mit seinem Bruder August am Abend zuvor ins Stadtschloß eingeritten war, heute wegen zu frühe gestörten Schlafes nicht schlechter Laune war, so dankte er das zunächst seinen jungritterlich gesunden Nerven, dann aber auch der fröhlichen Zeitung, die ihm allseits aus seinen Erblanden in diesen Tagen entgegenklang.

Nicht immer hatte er so Gutes erwartet, und es war fürwahr nichts Kleines für ihn, den Zwanzigjährigen, so zum ersten Male als unbestrittener Herr an der Spitze der Hofleute und Räte, eines ansehnlichen Trosses von Dienerschaft und mit einem vollen Fähnlein schwarzer Eisenreiter von Stadt zu Stadt, von Landschaft zu Landschaft zu ziehen und die Huldigungen der Untertanen entgegenzunehmen.

Am frühesten Morgen erschien der alte Leipziger Stadtpfeifer Ambrosius und seine drei jüngeren Kollegen unter den kleinen Fenstern des angefügten Turmes, den man des Herzogs Schlafturm nannte, im Schloßhofe. In ihrem Festtagsgewande, in den Farben der Stadt, zogen sie auf. Gelb leuchtete die linke, blau lachte die rechte Seite ihrer Gewandung am ganzen Körper, dicke gelbe und blaue Federn nickten bei jedem Schritte über den breiten Krempen der Hüte. Neue silberne Schilde mit güldener Verzierung, das Stadtwappen zeigend, den aufgerichteten Löwen und die blauen Balken im goldenen Felde, glänzten von ihrer Brust und hoben ihre ständige, städtische Amtspfeiferwürde hervor als ehrfurchtheischenden Gegensatz zu der buntgekleideten Schar zugeworbener Spielleute aus Stadt und Gegend. Zum heutigen Festtage folgten alle den Stadtpfeifern als gehorsamer Chorus, denn heute war in aller Interesse gemeinsam des Herzogs Ehrung, zu anderen Zeiten aber lag das bewegliche Völkchen aus Gründen des Brotneides untereinander in niemals zu schlichtender Fehde.

(Fortsetzung folgt.)



Gesamtansicht der Burg Kreuzenstein. Hofphot. W. J. Burger, Wien.

Die Burg Kreuzenstein.

Von Max Hayek, Wien. (Hierzu acht Abbildungen.)

Wer von dem Städtchen Korneuburg, nahe Wien, die Stockerauerstraße westwärts wandert, wird rechter Hand, auf einer der Höhen, die das Leißergebirge dort in die Donauebene vorschiebt, alsbald die vielgeformte Silhouette einer hochragenden Burg erschauen, die still und ernst in das weite, ruhende Gelände blickt, gleich einem Ritter, der, aufs Schwert gestützt, sinnenden Geistes die ihm fremd gewordene Zeit nicht mehr verstehen kann. Rings um die Burg sind freundliche Örtchen hingestreut, Leobendorf, Wilfersdorf und andere, gegenüber, jenseits der Donau, recken sich die Spitztürme des Klosterneuburger Stiftes himmelwärts, ein Zug pustet und rollt dem gewerbefleißigen Stockerau zu und ein paar hohe Schlote naher Fabriken paffen ihre qualmenden Rauchwolken munter empor. Indessen ist die Landschaft doch von Einsamkeit und Stille umsponnen. Und die Burg dort oben steht wie in Träumen, es ist, als ob sie ihrer Geschichte nachsänne, als ob sie aller derer gedächte, die auf ihr einst gehaust und gelebt, die sie gesehen und beherbergt im Wandel der Jahre . . .

Ein Feldweg bringt den Wanderer zur Waldstraße, die, durch Föhrenbestände aufwärts führend, vor der Pforte der Burg endet: die Zugbrücke ist herabgelassen, das Fallgitter oder Slegetor aufgezogen — und oberhalb davon prangt das alte Wappen der Deutschen Kaiser: der doppelköpfige Reichsadler. Dies ist ein gut Zeichen, hie ist gut sein! Und wer nun, der stummen, aber freundlichen Einladung des offenen Tores folgend, eintritt, der steht in der berühmten Burg des Grafen Wilczek, er ist auf der wiedererbauten Feste Kreuzenstein oder, wie ihr alter Name lautet, auf „Grizanestein“.



Im Kaschauergang auf Burg Kreuzenstein. Hofphot. W. J. Burger Wien.

Nur wenige Schritte weiter dem Zwinger entgegen, von dem heute freilich kein rosenwangiges Burgfräulein mit wehendem Schleier dem Gaste den Willkomm zuwinkt — und schon hält der Zauber der Burg den Eintretenden umfangen, schon ist's ihm, als atmete er die Luft einer anderen Epoche: der Schritt hallt laut auf den Steinen, der Bergfried oder Wartturm scheint ihm ernst und verwundert nachzublicken, und als er nun dem ersten und gar dem zweiten Hofe näherkommt, wo er einen seltsamen Brunen, Kapelle, Loggia und einen gar schönen gotischen Gang erschaut, eine große altertümliche Uhr, deren Weiser einer Menschenhand gleicht, die mit ausgestrecktem Zeige=



Der Burghof auf Kreuzenstein. Hofphot. W. J. Burger, Wien.

und Goldfinger jede Stunde zu beschwören bereit ist — da will's ihm nur natürlich scheinen, daß nun plötzlich der Burgherr sichtbar würde, hochstattlich, reich und prächtig gekleidet, im Barett und bunten Federnhut, und ihm den treuherzig-männlichen Tagesgruß böte nach gut mittelalterlicher Art. Denn er selbst, der Mann von heute, in seiner trostlos-nüchternen, modernen Gewandung, er dünkt sich dort oben recht „fehl am Ort".

Linker Hand, in den Schwibbogen gehauen, ist eine Inschrift lesbar: „Die Burg Kreuzenstein, im XII. Jahrhundert von den Vormbachern auf einem prähistorischen Ringwall erbaut, durch die Schweden MDCXLV zerstört, seit MDCXCVIII im Besitze meiner Familie, wurde von mir MDCCCLXXIV bis MCMVI wieder aufgebaut. Hans Graf Wilczek." Dies sind freilich die wichtigsten Mitteilungen aus der bewegten Geschichte der Burg — aber wer gäbe sich damit zufrieden, wenn er dort oben, von einem der Söller Auslug haltend, in das alte Niederösterreich, die Ostmark der Babenberger, hinausblickt? Verliehen, vererbt, verpfändet, verkauft und verraten, war diese Burg im Laufe der Jahrhunderte Dynastenschloß, Edelsitz, Trutzburg und Staatsgefängnis gewesen. Viele Gestalten der deutschen Geschichte sind mit der ihrigen verwoben.

Hans Graf Wilczek, der jetzige Burgherr auf Kreuzenstein, hat seine Jugend, Studien obliegend, auf dem nahen, seiner Familie gehörigen Schlosse Seebarn verlebt und die Ruine Kreuzenstein, wie von dunklen Vorahnungen unbewußt hingeführt, immer wieder besucht. Er trug sich mit dem Gedanken, an der Stelle der einst auf der Burg bestandenen St. Niklaskapelle eine Familiengruft zu erbauen — doch reifte dieser Gedanke endlich zu dem großartigen Plane aus, die ganze Burg in neuer Pracht und Herrlichkeit auferstehen zu lassen. Dieser Plan, einmal gefaßt, wurde denn auch mit jener Großzügigkeit, die alle Unternehmungen des Grafen auszeichnen — es genügt, an seine Nordpolexpedition mit Weyprecht und Payer von 1872 zu erinnern — der Verwirklichung zugeführt. Und es sind wahrhaft ergreifende Bilder, die unseren Grafen vor den armseligen, klagenden Trümmern der Ruine zeigen und dann wieder, nach dem Schöpfungswerk weniger Jahrzehnte, vor dem stolzen Wunderbau der neuen, prangenden Burg, die nun als eine unvergleichliche kulturgeschichtliche und künstlerische Hochtat den Ruhm eines österreichischen Edelmannes weithin in die Welt strahlt. Denn um Kreuzenstein wieder aufzubauen, um das Kleinod und Juwel aus ihm zu machen, das es heute ist, dazu bedurfte es nicht allein eines zähen Kunstwillens oder allein fürstlicher Mittel: dazu bedurfte es eines ganz seltenen Kunstverstandes, eines gediegenen baugeschichtlichen Wissens und auserwählter Mitarbeiter, es bedurfte dazu vor allem eines Mannes, der die vollendete Schöpfung im schauenden Geiste trug und der nun als leitender Bauherr jedes Werk seiner Bauleute anordnete, übersah und prüfte. „Vor das altersgraue Gemäuer des Kreuzensteins trat nun einer, der den Zauber verstand, ein echtes, rechtes Sonntagskind" — so erzählt der Geschichtschreiber der Burg, Johann v. Pauker. „In der Hand die alten, aus manchen verstaubten Winkeln zusammengesuchten Urkunden, blickt er auf die moosbewachsenen Trümmerhaufen und flugs fügen sich die Steine regelrecht aneinander, erheben sich die zierlichen Säulchen, schließen sich die feinen Rund- und Spitzbogen, beleben sich die Gemächer mit ihren alten Bewohnern, ziehen Scharen reisigen Volkes über die herabgelassenen Zugbrücken, ertönt Glockengeläute und Orgelklang weit hinaus ins Land. Damit aber das herrliche Gebilde, wie er es hier erschaut, nicht bloß in seinem Innern Gestalt gewänne, beruft er geschickte Werkmeister und Gesellen, und indem sie Stück für Stück nach seinen Befehlen ausführen und aneinanderreihen, wird das Märchen zur Wirklichkeit, ersteht das alte Kreuzenstein zu neuer Pracht und Herrlichkeit!"

Der erste dieser Werkmeister war nun — neben dem Grafen, der als ein gründlicher Kenner der romanischen und gotischen Baukunst geschätzt wird — der geniale

Architekt Gangolf Kayser. Nach ihm führte der Architekt Humbert Walcher Ritter v. Moltheim das Werk zu Ende. Daneben verstand es der Graf, treffliche Meister heranzuziehen oder heranzubilden, schlichte Leute oft, die aber in der Bauhütte unter seiner liebevollen und sachkundigen Leitung Herrliches leisteten. So wurde denn in zweiundzwanzig fleißigen Jahren Stein zum Stein gefügt und mit unermüdlichem Sammlerfleiß, buchstäblich aus aller Herren Länder, alles das herangeschafft, was heute Kreuzenstein zu einer so unermeßlich wertvollen Schatzkammer macht. Doch daß bei aller verwirrenden Vielfalt der Dinge auf Kreuzenstein Harmonie und Einheitlichkeit herrschen, daß alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt: dies bleibt das hohe Verdienst des Grafen, der so ein Museum bot, das keines ist und doch lebendigere Anschauung vermittelt als ein solches, und wenn noch mehr Urväter Hausrat dreingestopft wäre. Denn eben das bildet den einzigen Reiz der großen Sammlung: die Räume sind ihr angepaßt und sie ist den Räumen angepaßt! Da ist der alte Hofbrunnen mit den bauchigen Eimern, die Rüstkammer mit den allerseltsamsten Waffen, da sind Sporen von vielerlei Form, Zaumzeuge, Sättel, und dort, unter Glas und Rahmen, ein langes Dolchmesser, das eine für den Grafen Wilczek und seinen Sammeleifer sehr bezeichnende Geschichte hat. Graf Wilczek, der sich an dem Feld-



Bücherei auf Burg Kreuzenstein. Hofphot. W. J. Burger, Wien.



Die alte Burgküche auf Burg Kreuzenstein. Hofphot. W. J. Burger, Wien.

zuge von 1866 als Freiwilliger beteiligte, lag bei Blumenau, nahe Preßburg (Ungarn), als Plänkler in der Schwarmlinie, als er einen Gegenstand von bronzenem Glanze sich zuleuchten sah. Er griff danach und hatte ein altes Schwert in der Hand. „Sofort steckte ich es durch den Tornister und schoß wieder weiter," erzählt der Graf. Diese köstliche Anekdote ist, wie sie den Grafen als Menschen und Kunstfreund kennzeichnet, zugleich ein treffendes Beispiel für sein seltenes Finderglück im allgemeinen, ohne das es ihm wohl nie gelungen wäre, alle die Unikas, die Dürer-Originale, das Waschbecken Götz v. Berlichingens, den Brief Torstensons, den Schuldbrief Rudolfs v. Habsburg u. a. m. zu erreichen. Alle diese unwiederholten Dinge neben Kunstgegenständen und Geräten aus der romanischen und gotischen Periode, neben Stichen, Glasmalereien, Schränken, Truhen, Stühlen und Tischen schaut der Besucher mit immer neuem Entzücken, wenn er von Raum zu Raum schreitet, von der Kapelle mit dem leuchtenden Altar zur Sakristei, ins Oratorium, in die Gruft, die Parsifalkammer, die Jagdkammer, die Fürstenstube, Herrenstube, in die Badekammer, den sogenannten Kaschauergang, weil dort Motive aus dem Kaschauer Dome zur Verwendung gelangten, in die Musikkammer, die Bibliothek mit ihren Folianten und Kodizes, die Kemenaten, die Pfaffenstube, die

Alchimistenstube und in den prächtigen Saal, auf dessen Fliesen die Seehunds-, Elen- und Eisbärfelle hingebreitet liegen, die der jagdfrohe Graf als Trophäen von seiner Nordlandsreise einst mit heimgebracht hatte, kurz, in allen den stilstrengen Gemächern und Gelassen, die der gewaltige Pallas umschließt. Und im schaufreudigen Schreiten, an allen den Herrlichkeiten vorüber, diesen Wimpergen und Rosetten, diesen alten Holz- und Steinplastiken, diesen verschnörkelten Türfüllungen, dieser kunstreichen Maßwerkzier, diesen Intarsien und Gobelins, an allen diesen Denkmalen einer verrauschten Zeit vorüber, von der jedes einzelne unseren Blick im besonderen fesseln möchte, wird das Auge auch durch ein wohlgetroffenes Bildnis des nun heimatlos in Holland weilenden früheren Kaisers Wilhelm II. gefesselt, der sich einen Freund des Grafen nennt und ihm, zum Andenken an den Besuch auf Kreuzenstein im Sommer 1906, dieses vom Wiener Maler Stauffer gemalte Bildnis, das den Kaiser in deutscher Adlerordenstracht zeigt, als Geschenk überreichen ließ. Und der freundliche Burgwart bringt nun flugs eine Ansichtskarte des einstigen Kaisers heran, die uns die von ihm wieder aufgebaute Hohkönigsburg im Elsaß weist, mit der heute tragisch stimmenden Inschrift: „Durch Seine Majestät Kaiser Wilhelm den 2ten wieder errichtet als ragend Wahrzeichen großer Vergangenheit der Reichslande.“ Die Mitteilung des Kaisers aber, vom 15. Juni 1906 datiert, lautet also: „Mit herzlichstem Dank für die unvergleichlichen Stunden von Kreuzenstein, in deren Erinnerung ich immer schwelge. Wilhelm. I. R.“



Der Burgeingang von Kreuzenstein.

Am 25. April des Jahres 1915 brach auf Kreuzenstein ein heftiger Brand aus, der, indem er einzige Kunstwerke zerstörte, unersetzlichen Schaden stiftete. Doch die Burg hat ihn überdauert. Groß und schön, voll ernster Würde blickt sie ins schweigende, auenreiche Donauland hinab und hält heimliche Zwiesprache mit dem uralten Strom, der zu ihren Füßen dahinrauscht. Und sie erzählen sich, die Burg und der Strom, die Taten der Recken, die des Deutschen Reiches Herrlichkeit einst schirmten, sie flüstern von den Nibelungen, von dem mächtigen Balmungschwinger Siegfried und von Kriemhild, die ihn nie vergaß.





Hexenkammer und Rüstkammer auf Burg Kreuzenstein. Zeichn. W. J. Burger.



Statistische Wetterprognose.



Von Dr. Viktor Engelhardt.

Fast jede Wissenschaft hat neben hocharistokratischen Zügen auch durchaus soziale. Keine aber vielleicht so sehr wie die Meteorologie. Sie arbeitet direkt für die große Masse des Volkes, und sie kann diese Arbeit nur leisten durch die Mitarbeit vieler. Der einzelne Forscher ist nichts, wenn er seine Forschung nicht auf die Arbeitsfreudigkeit von mehr als hundert Laien stützen kann, die als Beobachter über die Länder verteilt sind.

Ja, noch mehr. Die Meteorologie ist auch international, denn das Luftmeer macht vor den Landesgrenzen nicht halt; es umspült alle gleichmäßig, Freund und Feind. So hat die Wissenschaft vom Luftmeer vor dem Kriege stets im Sinne einer Annäherung der Völker gewirkt, und so sah sich diese Wissenschaft im Kriege vor eine doppelt schwere Aufgabe gestellt. Sie sollte, ohne die wichtigen Wettertelegramme aus dem Westen, Prognosen liefern, von deren Richtigkeit vieltausendmal mehr abhing als im Frieden. Sie hat diese Aufgabe glänzend gelöst; die Kriegsgeschichte wird's offenbaren. Sie hat diese Aufgabe gelöst, indem sie durch die vertikale Ausdehnung ihres Beobachtungsnetzes, durch Drachenaufstiege usw. ersetzte, was ihr an horizontaler Ausdehnung verlorengegangen war.

Gleichzeitig mußte die Zeit aber jeder Bestrebung günstig sein, die versprach, die Wettervorhersage überhaupt von jedem Beobachtungsnetz unabhängig zu machen, den Einzelpropheten wieder in alle Rechte einzusetzen, die früher Hirten und Schiffer hatten. Und wenn diese Bestrebungen nicht wie Hunderte von Versuchen vergangener Jahrzehnte alten Aberglauben aufwärmten, sondern mit gesunden wissenschaftlichen Mitteln arbeiteten, so waren sie sogar des Interesses der Fachmänner sicher. Selbst dann, wenn der Grundgedanke von einem Laien stammte.

So war die Zeit einem Priester, Kaltenbrunner, günstig, der ganz im stillen, im kleinen Städtchen Linz an der Donau, schon jahrelang über meteorologische Dinge gegrübelt hatte. Er kam schließlich auf den Gedanken, das ungeheure Beobachtungsmaterial, das sich auf unseren Observatorien anhäuft, für die Wettervorhersage zu verwenden. Diese Beobachtungen stellen ja tatsächlich einen, in exakten Zahlen und Zeichen niedergelegten Erfahrungsschatz über die Wetterfolge dar, der den der ältesten Hirten an Reichtum und Genauigkeit weit übertrifft. Es handelte sich nur darum, diesen Erfahrungsschatz so übersichtlich anzuordnen, daß jeder bei einer gegebenen Wetterlage schnell findet, welches Wetter früher auf eine ähnliche Lage folgte. Dieses Wetter wird aller Voraussicht nach wiederum eintreten.

Der Grundgedanke ist, wie man sieht, so außerordentlich einfach, daß er entschieden an das Ei des Kolumbus erinnert.

Schwierig war nur die übersichtliche Anlage der Tabellen. Aber auch diese Schwierigkeit wurde von Kaltenbrunner in glänzender Weise gelöst. Er stellte Tabellen her, auf denen für jede mögliche Kombination der wichtigsten Wetterelemente ein ganz bestimmter Platz vorgesehen war. Nun schlug er die Jahrbücher des Wiener meteorologischen Observatoriums nach und fand in ihnen das Wetter jedes einzelnen Tages der letzten Jahrzehnte zahlenmäßig festgelegt. Jeder hier auftretenden Kombination von Wetterelementen entsprach eine bestimmte Stelle seiner Tabellen. An dieser Stelle beschrieb Kaltenbrunner wiederum mit einfachen Zeichen und Zahlen das Wetter, das nach den Angaben des Jahrbuches dem betreffenden Tage folgte. Beobachten wir künftighin eine ähnliche Kombination von Wetterelementen, und schlagen wir in den Kaltenbrunnerschen Tafeln die zu dieser Kombination gehörige Stelle auf, so finden wir hier also das Wetter beschrieben, das in vergangenen Zeiten auf unsere Kombination folgte und demnach mit großer Wahrscheinlichkeit wiederum folgen wird.

Einen genaueren Einblick in die Anlage der Tabellen vermittelt unsere Figur.

West 4 (trüb) — Winter

Luftdruck in Meereshöhe	+ 4	+ 3	+ 2	+ 1	0	− 1	− 2	− 3	− 4
. . .									
70 NW									
70 W									
70 SW									
69 NW									
69 W									
69 SW									
68 NW				444 443					
68 W									
68 SW									

Schema der Tabellen; + steigendes, − fallendes Barometer.

Es gibt Tafeln für jede Jahreszeit. Befinden wir uns im Winter, so greifen wir die entsprechende Gruppe von Tafeln heraus. Dann stellen wir um 2 Uhr nachmittags die Windrichtung fest. Es herrsche Nordwest. Alle mit Ostwind überschriebenen Tafeln scheiden aus, und nur die mit West überschriebenen bleiben zurück. Nun sehen wir nach dem Himmel. Er ist trüb. Wir suchen deswegen die Tabelle der Westwindgruppe, die auf dem Kopf die Bezeichnung 4 (trüb) trägt. Ein Blick auf das Barometer läßt uns einen Luftdruck von 768 mm erkennen. Wir gehen demgemäß auf unserem herausgegriffenen Blatt in die am linken Rand mit 68 bezeichnete Zeile, die in drei Unterwindgruppen zerfällt, von denen wir die unserem Wind entsprechende, mit NW bezeichnete Reihe auswählen. Da wir schon um 7 Uhr früh unser Barometer abgelesen haben, so können wir feststellen, daß es seit dieser Zeit um 1 mm gestiegen ist. Wir sind also in der Lage, auch die unserem Wetter entsprechende Vertikalreihe, die mit + 1 überschriebene Spalte, festzulegen. Der Schnittpunkt dieser Vertikalreihe mit der vorhin ausgewählten Horizontalen ergibt mir die Stelle, an der Kaltenbrunner das Wetter vermerkte, das früher auf die betreffende Kombination von Witterungselementen folgte. Ich habe in meine Figur nur die Bezeichnung der Bewölkung aufgenommen. Nach dieser folgte fünfmal trübes (4) und einmal stark bedecktes Wetter (3). Mit größter Wahrscheinlichkeit wird es also wiederum trübes Wetter geben.

Auf weitere Feinheiten der Methode einzugehen, würde hier zu weit führen. Es sei nur so viel gesagt, daß außer Wind, Bewölkung, Luftdruck und Luftdruckänderung auch noch Temperatur und Feuchtigkeit zur Prognose heran-

gezogen werden, und daß die Beschreibung des folgenden Wetters sich neben der Bewölkung auf Regen, Gewitter und alle möglichen anderen Witterungserscheinungen erstreckt. Dadurch wird einerseits die Sicherheit der Voraussage wesentlich vermehrt und andererseits ihre praktische Bedeutung außerordentlich vergrößert.

Die Methode ist so einfach, die Prognose mit so wenigen Hilfsmitteln und in so kurzer Zeit zu stellen, daß man trotz der überzeugenden Kraft, die der vernünftige Grundgedanke in sich trägt, an ihrer praktischen Brauchbarkeit zu zweifeln versucht wäre. Ist man doch gewohnt, den öffentlichen Wetterdienst mit ungeheuren Mitteln arbeiten zu sehen, mit Telegraphenlinien, mit einer riesigen Beamtenschar, mit Vervielfältigungsapparaten und dergleichen mehr. So hätte es wohl leicht kommen können, daß die Bemühungen des Linzer Priesters an einer vorgefaßten Meinung scheiterten, wenn nicht eben die Zeit einer solchen individuellen Prognose außerordentlich günstig gewesen wäre, und wenn nicht ein Fachmeteorologe wie Dr. Schneider von der Wiener Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik es auf sich genommen hätte, die Brauchbarkeit der Tabellen gründlich zu prüfen.

Das Ergebnis der Prüfung übertraf bei weitem jede Erwartung. Die Vorhersage der Bewölkung ergab 7 Prozent und die Vorhersage der Niederschläge 14 Prozent mehr Treffer, als die Prognose des amtlichen Wetterdienstes. Allerdings hatte dieser zur Zeit der Prüfung mit großen, durch den Krieg bedingten Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber selbst dann, wenn für den amtlichen Wetterdienst wieder normale Verhältnisse eingetreten sein werden, und auch dann, wenn dieser Wetterdienst, durch die Kriegserfahrung bereichert, die Treffsicherheit seiner Prognosen wesentlich vermehren kann, wird dem Kaltenbrunnerschen Verfahren eine große Bedeutung zukommen. Ihm wird überall dort, wohin die Wettertelegramme des amtlichen Dienstes nicht rechtzeitig gelangen können, also vor allem auf weiten Gebieten des flachen Landes und bei der seefahrenden Bevölkerung eine große Zukunft beschieden sein.

Mancher Leser, mancher Freund der Meteorologie, Tourist und Bauersmann wird nach diesen Ausführungen begierig sein, solche Tabellen selbst zu besitzen, um vollkommener Wetterprophet zu sein. Er muß zunächst um Geduld gebeten werden, denn selbstverständlich gelten solche statistische Tabellen, die nach den Beobachtungen eines bestimmten Ortes angelegt werden, nur für den vielleicht oft eng umgrenzten Klimabezirk dieses Ortes. Wollten wir zum Beispiel in Norddeutschland nach dem Kaltenbrunnerschen Verfahren Wetterprognose treiben, so müßten erst neue Tabellen nach den Beobachtungen einer norddeutschen meteorologischen Station angefertigt werden. Die Herstellung der Tabellen erfordert viel Zeit und Mühe, aber sie ist in Angriff genommen, und so wird, wie ich hoffe, auch der norddeutsche Wetterbeobachter bald in der Lage sein, die Brauchbarkeit des Verfahrens selbst zu erproben.

Der Seherin Klage.

Ballade von Hellmuth Unger.

Braaknebel wallen wie zerfetzte Decken.
Sturm heult durchs Land. Wie morscher Splinter kracht
Der kahle Wald und schwanke Ruten recken
Wie Geißeln sich im Faustesgriff der Nacht.

Am Horizonte ferne Feuer gluten
Im letzten Schein von purpurtiefem Licht
Wie Wunden, die unstillbar sich verbluten.
Dann schweigt das Tosen. Eine Stimme spricht

Und klingt in Klagen. Schemenhaft ins Dämmern
Wächst aus den Nebeln eines Weibs Gestalt,
Und ihre Worte springen wie aus Hämmern
Erzene Funken, schwer und kraftgeballt.

Zu ihren Füßen, hingestreckt im Grunde,
In weichen Sandes dunkler Rieselflut
Liegt stumm ein Held. Des Rückens breite Wunde
Ward roter Springquell und sein Wasser Blut.

Zwei Augen blicken glanzlos, eingefallen,
Seit Tod vom Munde letzten Aufschrei riß,
Des starren Armes müde Finger krallen
Dem Schwert sich zu, das sich im Sand verbiß.

Die Herbstesnacht hält stumme Totenfeier,
Der Neiding floh, der Armin Unheil schuf.
Aufstöhnt das Weib und schlägt zurück den Schleier,
Und durch das Dunkel hallt ihr Klageruf.

„Weh dir, du Meuchler, hielt zurück das Grauen
Solch Unheil nicht, das fiel wie Blitz geschwind?
Weh dir, mein Volk, und wehe deinen Frauen,
Die solcher Neidingssöhne Mütter sind!

Weit irrt zurück mein Blick ins Reich der Sage ...
Weißt du, mein Volk, wer stets dein Unglück trug?
Mit Wehruf schreck' ich dich und Totenklage,
Ein Bruder war es, der den Bruder schlug!

Wuchs dir ein Held, an Blut und Kraft erlesen,
Der deiner Feinde Habgier abgewehrt,
Stets ist für ihn ein Neider dagewesen,
Der ihn gemeuchelt mit dem Bruderschwert.

Blutrunen stehn im Buche der Geschichte,
Und deine Kinder atmen Krieg und Brand,
Auf deinem Boden hält dein Feind Gerichte,
Versklavt dich selbst und plündert aus dein Land.

Seit Baldur starb, trag' ich am Opfersteine,
Die Seherin, das weiße Haupt verhüllt,
Ich weiß den Fluch, um den ich dich beweine,
Zu allen Zeiten hat er sich erfüllt.

Allvater wollte seines Volkes Größe,
Er gab dir Kraft und Eisen, lieh dir Mut.
Du unbesiegbar Volk suchst selber deine Blöße,
Und statt des Feindes schlägst du Bruderblut.

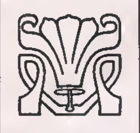
Dies künd' ich dir, statt Freiheit und statt Ehren
Wirst fronden du und wie in Ketten sein,
Krieg wird nach Krieg dein fruchtbar Land verheeren
Und deine Hütten werden Fackeln sein!

Bis einst ein Tag aus tiefstem Dunkel dämmert,
Der bis Walhall wie Sonnenlohe brennt,
An dem ein Volk sich ewigen Frieden hämmert
Aus eigner Kraft, weil es sich selbst erkennt."

Der Seherin Klage.

Nach einer Zeichnung von Ewald Ludwig Engelhardt-Kyffhäuser.





Idealismus und Freimaurerei.



Von Professor Dr. D. Bischoff.

Rudolf Eucken warf kürzlich im Universum die Frage auf: Ist der deutsche Idealismus tot? Er verneinte sie. Reich scheint ihm noch heute der Geistesboden unseres Volkes an idealistischen Schätzen zu sein, und auf diese Innerlichkeit gründet er die Hoffnung unseres neuen völkischen Werdens.

Das idealistische Fühlen und Denken und Streben ist in der Tat im Getriebe unserer Tage nicht erstorben. Im Gegenteil! Es bekundet sich immer deutlicher in einer neuen Geistesbewegung, die mehr oder minder in allen Volksschichten Boden gewinnt. Tiefere Naturen gelangen unter dem Einfluß der heutigen Lebenserfahrungen zur Abkehr von der materialistischen Daseinsdeutung. Sie erleben in sich einen neuen Geistglauben. Auch in der Führerwelt der heutigen Revolution ist das mannigfach zu beobachten. Zumal bei gewissen radikalen Umstürzlern begegnet uns ein starker Glaube an die Souveränität und sieghafte Gewalt der Ideen. Und selbst im Bereich der Politik hörten wir die Losung erschallen: Vom Imperialismus zum Idealismus! Der genius loci Weimars soll bei der Geistestaufe unseres neuen Staatswesens Pate stehen.

So schürft unsere Zeit immer allgemeiner und immer stärker nach den Lebensquellen der Innerlichkeit. Ja, ich möchte sagen, das Problem des Idealismus wird geradezu mehr und mehr zu einem Grundproblem der ganzen Revolution. Es erwacht dem großen Kampf um das neue Deutschland immer deutlicher die Erkenntnis, daß ohne eine umfassende Aufbietung antimaterialistischer Glaubensmächte keine Kunst der Welt unser Volk vor innerer Zersetzung und äußerem Verfall zu bewahren vermag.

Noch aber wird diese neue kulturelle Kernaufgabe im ganzen und im einzelnen nicht klar und einheitlich erfaßt. Wirr durcheinander kämpfen hier einstweilen die Meinungen über die Ziele und die Wege jener grundlegenden Geistesreformation. Insbesondere fehlt es noch an einer ausreichenden und einmütigen Antwort auf die entscheidende Frage: Welchen besonderen Inhalt denn nun eigentlich der neue Ideatismus haben muß und haben soll.

Da tut es not, sich Rat zu holen, wo immer es geht. Alles, was bisher schon um die Sache idealistischer Volksbildung sich bemüht hat, sei hier um Ziel und Weg befragt. Und so möchte ich denn in diesem Zusammenhang einmal mit einigen Worten auf die deutsche Freimaurerei zu sprechen kommen. Denn diese hat sich von jeher, und zumal seit der Einwirkung Herders und Lessings, Fichtes und Goethes, gerade mit eben jener, heute so dringlich gewordenen Reformationsaufgabe tätig befaßt.

Die deutsche Freimaurerphilosophie ist eine Vorkämpferin idealistischer Lebenslehre. Dabei aber macht sie sich von dem Idealismus, auf dessen Wirksamkeit nach ihrer Überzeugung die Tüchtigkeit, Eintracht und Wohlfahrt des Volkslebens angewiesen ist, ihre ganz besondere Vorstellung. Sie deutet auf ihre eigene Weise seinen Inhalt und seinen Ursprung. Und eigenartig sind auch ihre Vorstellungen von der rechten Pflege dieses seelischen Erlebens unter den Menschen.

Unser freimaurerischer Gedanke bekennt sich zu einem Idealismus der sozialen Baukunst. Er entdeckte in Mensch und Volk und Menschheit ein innerstes Verlangen, die menschliche Gesellschaft zu einem schönen, harmonischen Kunstwerk zu gestalten: die uralte und unausrottbare Sehnsucht nach dem idealen Zukunftsstaat. Dieser Sozialismus der Seele aber gilt ihm als Bekundung eines ewigen Weltschöpferlebens. Und als Kern dieses seelischen Aufwärtswillens offenbart sich ihm das besondere Begehren, aus der Menschenwelt im kleinen wie im großen ein Reich eben dieses kosmischen Schöpferwillens und Schöpferwirkens zu machen. Kurz, die freimaurerische Lebensanschauung geht davon aus: In unserem Geschlecht lebt ein göttlich-geistiges Wesen und Wirken, das sich die menschliche Gesellschaft zum Körper zu erbauen trachtet.

Diesen besonderen, am „Tempel der Menschheit" bauenden sozialen Idealismus behandelt die Maurerbrüderschaft als Grundgehalt des wahren Menschenadels und der echten Sittlichkeit. In ihm soll der Mensch seine Bestimmung und den Sinn seines Daseins erkennen. Die rechte Pflege dieses „Maurertums" wird hier demnach als grundlegende Aufgabe aller Menschenbildung gewertet. All unser Leben und Streben muß — so meint die deutsche Freimaurerlehre — mit dem tiefen und klaren Bewußtsein der heiligen Mitverantwortung durchdrungen werden, die wir für das innere und äußere Gedeihen des sozialen Geistesreiches tragen. Soll die Menschheit gesunden, so muß man in ihr diesen seelischen Sozialismus immer gründlicher erwecken und immer vollkommener zur Herrschaft bringen. Eine Erziehung tut den Völkern not, die die Ehrfurcht vor diesem sittlichen Schöpfertum und seinen Idealen zu nähren und zugleich diesen sozialen Bauwillen und seinen Gerechtigkeitssinn mit tüchtiger Sachkenntnis zu rüsten weiß.

Solcher Erziehung zur wahren „Humanität" aber soll nach freimaurerischer Überzeugung ein besonderes Bundeswesen dienen. Die Erweckung und Entfaltung der echten Liebe zum „Menschheitstempel" beansprucht im Volksleben eine eigene Gemeinschaft, in der außerhalb des Parteigetriebes und frei von aller dogmatischen Bindung jene adelig-menschliche Gesinnung brüderlich gepflegt wird. Ohne eine derartige Verbündung und Wirksamkeit der Geister kann die Menschenwelt nicht zu jener schöpferischen Sittlichkeit und Eintracht gelangen, durch die sie sich zum Kosmos eines gesunden sozialen Lebens erbaut.

Das ist die besondere Auffassung der deutschen Freimaurerei vom wahren Idealismus und von seiner „sichtbar-unsichtbaren" Gemeinschaft. (Einige weitere Ausführungen darüber habe ich in meinen beiden Schriftchen „Die deutsche Freimaurerei" und „Die Sozialisierung des Geistes" gemacht. Leipzig 1919, Verlag der Fichte-Buchhandlung. Auch Reclams Universal-Bibliothek enthält unter Nr. 5930 ein lesenswertes Bändchen von Horneffer über die Freimaurerei.)

Einst hat diese Anschauungswelt in unserem Volksleben die Geister mächtig angezogen. Denker- und Dichterfürsten wurden damals bei uns zu Vorkämpfern der Ideen und Strebungen der Maurerbrüderschaft. Unter anderen gehörten die meisten Führer der politischen und militärischen Erhebung zur Zeit der Freiheitskriege innerlich und äußerlich dieser Gemeinschaft an.

Da könnte immerhin die Frage entstehen, ob nicht auch heute ein zeitgemäß fortgebildetes Freimaurerwesen geeignet wäre, jene idealistischen Kräfte, von deren Wirksamkeit unseres Volkes Gesundung und Wohlfahrt abhängt, sammeln und entfalten zu helfen. Vielleicht gewinnen hier im Revolutions-Chaos unserer Tage die Wahrheiten und Wege dieser Geistesgemeinschaft eine neue Bedeutung von ganz besonderer Tragweite.



Szene aus der Julirevolution 1830. Nach einem Gemälde von G. Wappler.

Der Mensch als Masse.

Von Nervenarzt Dr. med. et phil. Erwin Nießl von Mayendorf, Leipzig.

Die Massenpsyche weist zur Zeit eigenartige Erscheinungen auf. Es ist, als ob ein Nebel sich über die Erde gelegt und die Menschen ihrer Sinne beraubt hätte. Das kritische Vermögen der Masse scheint verloren, so daß es einzelnen, zum Teil geistig Minderwertigen, wie Lipp in München, gelingt, die Massen durch tönende Worte und durch phantastische Ideen mit sich fortzureißen. Wer am meisten verspricht, hat die Mehrheit für sich gewonnen, ganz gleich, ob seine Versprechen durchführbar sind oder in das Reich der Utopie gehören. Angesichts dieser Erscheinung haben wir einen Nervenarzt um das nachfolgende wissenschaftliche Urteil über diese Zeiterscheinung gebeten.

Wie jede einzelne menschliche Individualität durch die Besonderheit ihrer psychischen Physiognomie der Persönlichkeit ausgezeichnet ist, so tritt nicht weniger eine Gesamtheit von menschlichen Geschöpfen, die das Band des Geschlechts, der Nation oder der Rasse zu einer vielköpfigen Einheit zusammenschließt, als ein seelischer Organismus mit spezifischer Eigenart entgegen. Nichts verkehrter aber als die Psyche dieses komplizierteren Geschöpfes als ein Gemisch aus einer Zusammenzählung seiner Elemente begreifen zu wollen. Der Mensch als Glied seiner Rasse, seiner Nation, seiner Berufsgenossenschaft besitzt ganz andere Qualitäten, als diejenigen, die an ihm wahrgenommen werden, wenn er allein einer Sozietät gegenübersteht. So ist die Erforschung der Seele dieser vielgliedrigen Organismen ein besonderes Problem der Psychologie geworden.

Die Tatsache, daß wir in dem psychischen Ganzen etwas ganz Neues und Andersgeartetes vor uns haben, das der einzelne Teil vermissen läßt, ist für die psychologische Beurteilung des Wesens jeder menschlichen Gemeinschaft von einschneidender Bedeutung.

Die Nichtbeachtung dieses Umstandes führt zu einer Mißdeutung der Massenseele, und da die Laienmeinung stets dahin neigt, Unbegreifliches als etwas geistig Krankhaftes mit mißtrauischer Scheu zu betrachten, so erscheinen die Volksbewegungen unserer Tage mit ihren paradoxen Zielen leicht als geistige Epidemie. Das medizinische Schlagwort der Infektion hat den Begriff der Ansteckung auch in das Gebiet der Geisteskrankheiten getragen, und die heute noch laienhafte Gehaltlosigkeit unserer psychiatrischen Klassifikationen schrickt nicht vor dem Widersinn eines „infektiösen Irreseins" zurück. Der krankhaft zwangsmäßige Imitationstrieb Hysterischer, der im engen Umkreis, etwa in den pastoralen Verhältnissen einer kleinen Insel des Altertums, wie Herodot von den Argeierinnen erzählt[1], ganze Scharen geistig umnachtete, käme für die tausendköpfigen Massen der Gegenwart selbstverständlich nicht in Frage.

Wenn man aber die große Zahl von Erfahrungen überblickt, die wir bereits über den Ursprung der Geisteskrankheiten tagtäglich zu sammeln Gelegenheit haben, so wird man zu der Überzeugung gedrängt, daß wir in ihnen ausschließlich pathologische Produkte erblicken müssen, die sich aus einer angeborenen Anlage beim Hinzutreten uns vielfach noch unbekannter äußerer und innerer Schädlichkeiten entwickeln, plötzlich oder allmählich, eine Höhe erreichen, um dann wieder zu verschwinden, oder in fortschreitenden geistigen Verfall überzugehen. Niemals jedoch kann der Geistesgesunde durch den Einfluß einer Wahnidee aus den für ihn unverrückbar festen Geleisen der Logik gerissen werden.

Dieser Satz, dessen Wahrheit jeder ältere Irrenarzt, durch tausendfache Erkenntnisfülle gedrungen, bestätigen wird, verblüfft den Laien, der in der Beeinflußbarkeit der Masse für Widersinniges und Unmögliches einen Beweis ihrer psychischen Erkrankung gegeben sieht. Und doch ist es in dieser Hinsicht bei ihr nicht anders, als bei dem Einzelnen. Alles, was man an dem Nebenmenschen nicht versteht,

pflegt das Laienwort „verrückt“ zu schelten. Aber „unverständlich im Reden und Handeln“ und „geisteskrank sein“ sind zwei ganz verschiedene Dinge. Das unvernünftigste Benehmen, das sich nur in Widersprüchen gefällt, ist noch lange kein Merkmal für Geisteskrankheit. Diese läßt sich nicht immer durch den Fortfall einer uns einleuchtenden Denkweise als solche erkennen. Ließe man jedoch nur den oberflächlichen Eindruck, den das Bild der sinnlos drängenden und tobenden Menge bereitet, sprechen, dann würde man verleitet, das Fremdartige der Massenseele für Geisteskrankheit zu nehmen, wobei man sich allerdings in den Syllogismus verstrickt, die kranke Masse aus gesunden Individuen bestehen zu lassen.

Folgt auch, wie eingangs ausgeführt, die Massenseele in ihren Äußerungen ganz anderen Gesetzen als die Psyche des einzelnen Menschen, so leuchtete doch die Auffassung einer geisteskranken Vielheit aus normalen Einheiten als eine offenbare Sinnlosigkeit. Eine Unkenntnis und Vernachlässigung des durchgreifenden Unterschieds zwischen Einzelnseele und Massenseele ist es eben, was uns an letzterer auffällt und zu ihrer schiefen Beurteilung Veranlassung gibt.

Das wesentlich unterscheidende Merkmal zwischen der seelischen Konstitution des Einzelnen und der Masse ist eine weit größere Ungebundenheit dieser, ein Mangel an psychischen Hemmungen, unter der der Psychologe jene Summe von Gefühlen versteht, unter deren Gewalt der gesittete Mensch steht, die ihn aber dann doch die Zügel über sich selbst in die Hand geben, ihn also erst zum frei handelnden Wesen erheben. Diese Eigenschaft der Masse kommt durch den freiwilligen Verzicht des Einzelnen zustande, der sich der ihm gelegentlich unbequemen Fessel leichter entschlagen kann, als wenn er isoliert, für die Folgen seiner Rede, seines Tuns von der Gesellschaft zur Verantwortung sich gezogen sieht. Die impulsive, durch keine Schranke zurückgehaltene Schlagkraft der Leidenschaft bricht in ihren tierischsten Formen hervor, und ihre Gebärdung, insofern wir sie am Einzelnen wahrnehmen, dünkt uns dann Wahnsinn.

Der außerordentliche Einfluß starker Gefühle auf die Bewegung unserer Gedanken, nicht nur, was deren Inhalt und Richtung, sondern auch deren logische Aneinanderreihung und Folge anbetrifft, ist aus der Seelenkunde des Alltags ganz geläufig. Aber auch der Psychiater weiß, daß die Wahnbildung des Verrückten nicht nur nach ihrem zwiefachen Inhalt des Erhoben- und des Verfolgtwerdens der Bipolarität der Affekte entspricht, sondern daß auch eine so tiefgreifende Verfälschung des Urteils für die mit so viel Leidenschaft festgehaltene Wahnidee eben in der krankhaften Widerstandsfähigkeit des dieselbe begleitenden Affektes ihre Wurzeln hat.

So steigt der Mensch als Masse sittlich unter das Niveau, das er als selbständiges Mitglied der Gesellschaft beansprucht und auch einzunehmen pflegt, und zwar mit gesunden Sinnen und einem gewissen Behagen, die Zucht aufgebend, in der ihn der kategorische Imperativ der Rücksichtnahme auf den Nächsten sonst gefangen hielt.

Eine zweite ganz feststehende und nicht minder hervorragende Eigenschaft der Massenseele ist ihre Suggestibilität. Hat man öfters Gelegenheit, Menschen, auch gebildete und geistig Höherstehende, einmal in ihrer persönlichen und beruflichen Selbständigkeit, ein andermal in ihrer Eigenschaft als Vereins- oder Parteimitglied zu beobachten, dann ist man erstaunt, wie selten Spontaneität der Kritik unabhängige Willensmeinung und Festigkeit des Rückgrats anzutreffen sind. Die überaus größere Mehrzahl der Menschen beugt sich beinahe willenlos, vielleicht ganz unbewußt der Diktatur gewisser Imponderabilien. Zu diesen gehören vor allem der anerzogene Respekt vor der Tendenz seiner Partei, vor der öffentlichen Meinung, wie sie in Gestalt der Zeitung ihm schwarz auf weiß in die Hand gedrückt wird. Eine individuelle Stellungnahme zu den aufgezählten Faktoren ist zweifellos die Ausnahme, das Nachgeben überlieferte Gewohnheit.

Suggestibilität ist also keine Erscheinung, die auf Geisteskrankheit hinwiese, und es ist Tatsache, daß Geisteskranke der Einwirkung durch die Hypnose überhaupt nicht zugänglich sind. Wenn wir den Fanatismus der Masse im Mittelalter heute nicht mehr begreifen, und vor ihm wie vor einer psychischen Volkskrankheit stehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß er in einer Vorstellungswelt wurzelt, in die wir uns nicht mehr zu versetzen, ja die wir uns nicht einmal recht zu vergegenwärtigen vermögen. Der damals allgemeine und von der Kirche respektierte und geförderte Glaube an die Vermischung des Überirdischen mit dem sinnlich Faßbaren ist uns abhanden gekommen, er bewegt und beunruhigt nicht mehr, wir belächeln ihn.

Ist die Massenseele auch keine Summe jener psychischen Einzelheiten, die zu ihrer Bildung sich zusammenfinden, so trägt sie doch die unverkennbaren Charakterzüge einzelner Herdenführer in ihrem Ausdruck. Wir erfahren aus ihren Äußerungen nicht, was im Innern aller ihrer Teile sich abspielt, es drängen sich immer wieder die Physiognomien einzelner Tonangeber hervor, deren Gebaren die Täuschung erwecken soll, als seien sie der Mund der von ihnen geführten Gruppe.

Das Nivellement der Meinungen der Einzelnen zum Zweck einer Einigung, einer Ermöglichung einer Meinung der Gesamtheit ist keineswegs nur als Symptom psychischer Schwäche zu beurteilen, sondern beruht auf einer bewußt freiwilligen Verzichtleistung auf gewisser nur individuell gehegter Wünsche und Ziele, um andere, die der Mehrzahl gemein sind, durch die Angliederung an eine Korporation durchzusetzen. Der Deutsche hat das Aufgeben dieses psychischen Eigentums in der Schule des Militarismus gelernt, sie ist ihm dann durch die lange Dauer des Kriegs zur zweiten Natur geworden, und es ist nur physiologische Notwendigkeit, wenn er jetzt gehorcht, ohne sich Rechenschaft zu geben, warum er gehorcht. Der Kadavergehorsam steckt dem Deutschen noch in Fleisch und Blut, er ist im langen Prüfen und Wählen nicht geübt. Durch strenge Dressur und glänzendes Beispiel, vor allem durch überzeugte Unterordnung, ist das Wunder einer lange Zeit Europa trotzenden, einzig dastehenden Organisation, den militärischen Mächten, in der wirklich Gleichstimmigkeit aller psychischen Elemente zu herrschen schien, geschaffen worden. Deutsche Organisation war die furchtbarste Losung all unserer Feinde. Kann ein Volk mit einem Schlag seine psychische Persönlichkeit wechseln, wie man ein neues Kleid anlegt? Es folgt in alter, ihm anerzogener Treue, ohne zu fragen, warum es folgen soll. Wenn auch auf dem Banner, das ihm vorangetragen wird, unerfüllbare Utopien geschrieben stehen, es forscht und erwägt nicht viel, weil das militärische Gebot dem Untergebenen die Beurteilung eines Befehls untersagt hat.

Dies läßt uns die Existenzmöglichkeit gewisser politischer Strömungen der Gegenwart richtiger verstehen, als wenn wir annehmen, daß ein zündendes Zauberwort geistig nicht normaler Tribunen eine physisch gebrochene, in ihrem Unglück verzweifelnde Nation hypnotisiert hätte.

Will sich ein Soldatenvolk selbst regieren, dann muß es erst durch Gewährleistung, seine persönliche Individualität frei entwickeln und entfalten zu können, dazu erzogen werden.



Radierung von Albert Welti.

Die vom Rosenhof.

Roman von Luise Westkirch. (Schluß.)

Auf dem Platz vor dem Haus stand Schrabbiner-Lotte, ihr Bettelkind auf dem Arm, in einem dichten Kreis von Hörern. Ihre Augen funkelten. Ihre herabhängende Unterlippe zitterte. Weithin klang ihre schrille Rede. Sie war dabei gewesen! Mit eigenen Augen hatte sie's gesehen, als sie heut zu früher Stunde, auf den Bettel ziehend, einem Menschenschwarm nachgelaufen war, der aufgeregt zu den Mühlen rannte. Am Mühlengatter da hatten sie zwei aufgefischt! Einen großen Kerl mit schwarzem Haar — Schrabbiner-Lotte kannte ihn von Potthoffs Keller her — und ein Weibsbild.

„— Und das Weibsbild, Potthoff, das war Ihre Jule! Ganz deutlich hab' ich sie erkannt. Ein zerbrochenes Boot hat da auch herumgetrieben. Un denn haben sie sie mit dem Sanitätswagen nach der Leichenhalle abgeführt. — Tot? — Ja, nun freilich tot! Wie'n Stück Holz! Wie denn anders? Bei den Mühlen, nich wahr? — Un ausgestellt werden sie, damit daß man erfährt, wer daß sie sind. Sie müssen hin, Potthoff, un Bescheid geben. — Un ich geh' auch. Ich geh' auch!"

Sie gingen alle, die vom Rosenhof: Potthoff, der Baron, Mutter Klimmet, Dora Klimmet, Schuhmacher Abeking und zwanzig andere. Paul sah, wie sie sich in Bewegung setzten und mit hastigen Schritten dem Ausgang des Rosenhofs zuliefen. Ihn selbst zog's den gleichen Weg. Aber die Füße waren ihm schwer wie Blei. Sie wiedersehen, deren Lippen er geküßt hatte, tot und starr sie wiedersehen, während die Augen all der Menschen dort auf ihn blickten, unmöglich schien ihm das. Und doch riß es ihn wie mit Zangen.

Da legte eine Hand sich auf seine Schulter. Lisa stand neben ihm. Ungehört war sie eingetreten. Ihr Gesicht war totenbleich und die Hand auf seiner Schulter zitterte.

„Was ist geschehen, Paul? Was ist wahr an dem Schrecklichen, das die Leute sich zurufen? Jule —?"

Paul reichte ihr Jules Brief.

„Es ist geschehen. Sie hat's vollbracht. Bei den Mühlen haben sie sie gefunden — beide."

„Ich versteh's nicht!" rief Lisa, nachdem sie den Brief durchflogen hatte, während Tränen ihr über das Gesicht rieselten. „Ich versteh's noch immer nicht, Paul! Ermorden wollte dich der Mann? Und sie hat ihn mit in den Tod gerissen, um dich zu retten?"

„Es ist, wie sie schreibt, Lisa. Wenn sie sich nicht geopfert hätte, stände ich nicht lebend vor dir."

Lisa schlug die Hände vors Gesicht. „O Paul! Ich glaub', ich hab' ihr kaum gedankt, wenn sie mich grüßte. Ich hab' mein Kleid zusammengerafft, damit ich sie nicht streifle. Und sie — sie schenkt dich mir neu! — Oh, sie war tausendmal besser als ich. Wenn du mich verlassen hättest um ihretwillen, ich glaube, ich hätte dir nicht schreiben können wie sie! Ich hätte nicht ohne Groll und Vorwurf von dir Abschied nehmen können."

Pauls Lippen bebten. Der würgende Schmerz in seiner Kehle machte es ihm unmöglich, zusammenhängend zu reden.

„Ich muß zu ihr!" stieß er hervor.

„Ja," sagte Lisa, „ja. Bist du mir böse, Paul, wenn ich jetzt nicht mit dir komme? Ich meine —" Sie schlug die Augen nieder, „es könnte ihr wehtun noch im Tod. Sie hat's um dich verdient, daß du den letzten Abschied von ihr nimmst — ohne mich."

„Du hast recht. Ich will allein gehen."

„Aber," fuhr Lisa fort, „ihren Sarg mit Blumen schmücken und mit den anderen beten, wenn sie sie zur Ruhe betten — das darf ich, nicht wahr? Das kann sie nicht kränken?"

Paul antwortete nicht. Er war schon an der Tür.

„Paul!" rief Lisa aufschluchzend, „Paul! verachtest du mich sehr, weil ich so klein bin neben ihr, so gar klein?"

Da wandte er sich, zog sie in seine Arme und küßte sie.

„— Wir wollen so gut sein, wie wir können, Lisa, und barmherziger als wir waren."

Dann ging er den Weg zum Leichenhaus. Wie ein Nachtwandler ging er, sah die Menschen auf den Straßen nicht, nicht die Menschen in dem kühlen, dämmerigen Raum, dem Reich des Todes, die sich an der Schranke vor den aufgebahrten Leichen drängten. Er sah einzig sie.

Eine leichte Decke verhüllte ihren Körper bis zum Gürtel. Feucht noch hing das blauschwarze Haar auf die brennendrote Seidenbluse herab. Ihr Gesicht erschien nicht marmorner, als da das Blut noch warm es durchströmte. Die Augen waren geschlossen, aber es schien, als wollten die schwarzen Wimpern im nächsten Augenblick sich heben. Wie oft hatte er sie so liegen sehen in friedlichem Schlaf in einer Schönheit, die ihn auch heut wieder überwältigte. Nur daß heut eine fremde Hoheit aus der undurchdringlichen Starrheit der Züge sprach, eine stolze Ruhe, die zu sagen schien: „Ich hab' ihn tapfer ausgekämpft, meinen letzten Kampf. Nun störst sogar du meinen Frieden nicht mehr."

Die Hände um die Schranke gekrallt, so daß sie schmerzten, während er doch den Schmerz nicht empfand, hielt Paul seine letzte stumme Zwiesprach mit der Toten, bat ihr ab und sagte ihr Dank. Er hatte sich gefürchtet vor all den neugierigen Augen ringsum. Nun sah und fühlte er sie nicht und war in der Menge allein mit ihr, die durch ihren Tod ihm ein freies, geachtetes Leben im Vaterland erkauft hatte.

Er riß sich los. Er wandte sich zum Ausgang. Wie ein Traumbild sah er im Vorübergehen Schack auf seiner Bahre mit dem kurzgeschorenen Schwarzhaar, das die Perücke zu verhüllen pflegte. Seine linke Faust war geballt. Ein letzter Krampf des Zorns, der Verzweiflung hatte seine Züge verzerrt. Und ihm gegenüber an die Schranke gelehnt, starrte aschfahl, bebend wie ein Pappelblatt im Wind, Mutter Klimmet auf ihren langjährigen Hausgenossen.

In der Leichenhalle machte unterdessen Potthoff dem Polizeikommissär seine Angaben über die Personalien der Ertrunkenen. Über seine Kellnerin konnte er genauen Bescheid geben. Der Mann hatte nur ab und zu in seiner Wirtschaft verkehrt und sich Schack genannt. Weiter wußte Potthoff nichts von ihm. Wie und warum die zwei in den Nachen und in die Mühlen gekommen waren, nein, darüber konnte er dem Herrn Kommissär keine Auskunft geben. Auch von Jules Brief an Paul schwieg er. Er erzählte grundsätzlich der Polizei immer so wenig wie möglich.

Allmählich verliefen sich die vom Rosenhof. Unter den wenigen Verweilenden war der Baron, die Rührung und Erhebung voll auskostend, die ihm, dem leidenschaftslosen Zuschauer des Lebens, die Tragödie schuf, die hier vor seinen Augen sich abspielte. Mutter Klimmets Gebahren fiel ihm auf. Aus allen Fugen schien die ewig heitere Frau, die er den gröbsten Püffen und Stößen des Lebens allzeit einen bewunderungswürdigen Gleichmut hatte entgegensetzen sehen. Und nicht auf Jule starrten ihre wie erloschenen Augen, sondern auf den Mann, den Fremden. — War der ihr etwa kein Fremder? Der Baron begann Schack schärfer ins Auge zu fassen. An wen erinnerten ihn nur die verzerrten Züge?

Da fiel sein Blick auf die zusammengekrampfte Hand des Toten. Ihr Mittelfinger trug, mit einem Seidenband am Handgelenk befestigt, den abgeschnittenen Daumen eines Lederhandschuhs. Des Barons Augen weiteten sich. Er beugte sich vor, um genauer zu sehen. Gut kannte er den braunen Lederfinger, er kannte das Seidenband, den Knoten am Handgelenk. Er selbst hatte den ja geknüpft vor wenigen Tagen, als der bettelnde Krüppel, Frau Klimmets Mietsmann Palle, vor seiner Gartentür gestürzt war und sich an einem Glasscherben den Mittelfinger aufgeschnitten hatte. Und diesen, dem Krüppel von ihm angelegten Verband trug der starkknochige, gradgliedrige Tote vor ihm! Jetzt erkannte er auch die Züge, trotz ihrer Verzerrung, trotz des fehlenden Rahmens von Perücke und Bart. Ein neues Geheimnis enthüllte sich ihm hier.

Der Baron blickte wieder auf Frau Klimmet. Sie hatte die Schürze vor das Gesicht geschlagen und schluchzte. Da trat er zu ihr in einem Verlangen, zu wissen, das er nicht bezwingen konnte.

„Sie nehmen sich das Unglück sehr zu Herzen, Frau Klimmet."

Zusammenschreckend ließ Mutter Klimmet die Schürze sinken. Und sofort war sie wieder die wachsame, verschlagene Frau, zu der sie sich im rücksichtslosen Kampf mit dem Leben entwickelt hatte. Ihre Stimme klang fest. Sogar das Zittern ihrer Glieder vermochte sie zu beherrschen.

„Das arme Mädchen tut mir so leid," erklärte sie treuherzig und trocknete sich die Augen.

„— Ihr Mietsmann, der Palle, ist wohl noch verreist?" fragte der Baron rücksichtslos.

Sie sah ihn trotzig an mit ihren scharfen, hellen Augen.

„Jawoll, Herr Baron. In Bremen bei seinem Vetter is er. Er kommt auch fürs erste nich wieder, schreibt er. Was wollen Sie, Herr Baron? Klimmet kann einmal nich mit ihm. Un Klimmet is mein Mann. Da is es ja besser, der Palle bleibt weg. Hab' ich nich recht, Herr Baron?"

Der Baron fragte nicht weiter. Die würde ihr Geheimnis und das Geheimnis des Toten mit sich ins Grab nehmen. In seine Bewunderung für ihre Geistesgegenwart mischte sich ein leiser Schauder.

„Kraft, Kraft," murmelte er, sich zum Ausgang wendend. „Kraft zum Bösen wie zum Guten — diese Frau hat sie."

Heimkehrend begegnete er im Rosenhof Moritz Deideles, der sein jüngst gefreites Ehgemahl am Arm führte. Die Schulter der Dame war nicht gerader geworden, nicht weniger schreiend ihr Putz, noch lieblicher die scharfen Züge, auf denen fast brutal das Bewußtsein der Macht sich ausprägte, die der Reichtum verleiht. Moritz schritt neben ihr mit dem verschlossenen Gesicht der erfolgreichen Finanzleute, in den melancholischen, dunklen Augen den Trotz derer tragend, die wissen, daß nichts mehr sie aufhalten kann auf ihrer Bahn, da sie hinweggeschritten sind über das, was ihrem Herzen das Teuerste war.

Ja, die vom Rosenhof, die Kraftgeschwellten! dachte der Baron. Mit harten Siegertritten stiegen sie aus ihrer Tiefe hervor, um die Welt zu erobern, die einen mit Moral, die anderen ohne Moral. — Aber die gewaltigste Verkörperung dieser geheimnisvoll aus verborgenen Quellen aufsteigenden Kraft der Tiefe blieb doch die Jule.

Des Barons Blick fiel auf die Stechapfelstaude auf seinem Komposthaufen. Mit hastiger Bewegung bückte er sich und riß die Pflanze mit der Wurzel aus.

Hatte er wirklich einmal die Tote diesem Giftkraut verglichen? Nicht der Stechapfel war ihr Symbol, vielmehr die Christrose, die aus tiefster Jahresnacht heraus, dann, wenn man meint, keine Blüten mehr erhoffen zu können, die Welt mit ihrer wunderbaren Schönheit erfreut.

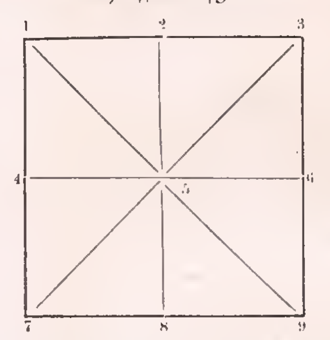
Er beschloß, die Blume auszugraben und der Toten aufs Grab zu pflanzen — die Wunderblume auf das Grab des menschlichen Wunders.

Ende.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Deutsch-Österreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

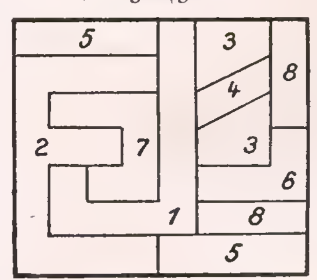
Rätsel und Spiele

Mühlespielaufgabe.



Jeder der beiden Spieler hat 3 Steine, und derjenige gewinnt, dessen 3 Steine zuerst in derselben wagerechten, senkrechten oder schrägen Geraden stehen. Weiß zieht an und gewinnt. Zwei Lösungen.

Zerlegaufgabe.



Aus den Teilen obiger Figur ist der Name einer Universitätsstadt zu bilden. H. v. d. M.

Schieberätsel.

Aus den folgenden geographischen Eigennamen: Lukow, Norburg, Ararat, Ibo, Nadel, Andlau, Man, Aberdeen sind in derselben Folge der Wörter und Buchstaben neue geographische Eigennamen zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen ein Land.

Gitterrätsel.

	a		a		a	
a	a	b	b	c	c	c
	c		c		d	
d	d	d	e	e	j	j
	o		o		o	
r	r	r	r	r	r	s
	s		u		u	

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen ergeben: südamerikanischen Staat, Hauptstadt von Venezuela, Vorgebirge im Westen Nordafrikas.

Drei und doch einig.

„Es" geht beständig hin und her
In unverdross'ner Weise,
Doch vorwärts kommt es nimmermehr,
Und geht auch nicht im Kreise.

„Er" aber Tag und Nacht muß gehn
Und machen seine Runde,
Doch wird es einmal stillestehn,
Ist er mit ihm im Bunde.

Und „sie" der beiden Herrin ist,
Ihr Werk wird sie regieren;
Sie soll auch dich zu jeder Frist
Beraten, warnen, führen! Renate Greverus.

Ausschalträtsel.

Ein Edelstein, der dir als Schmuckstück sehr gefällt,
Schalt' aus den Mittellaut, und Glück und Wohl zerschellt. M. H.

Rätsel.

Eine Feldfrucht umgekehrt
Als erste Silbe zählet,
Und häufig wird zwei-drei geleert,
Wenn frische Ware fehlet.

Das Ganze gibt man seinen Kindern,
Doch nicht zum Spielen noch zum Plündern.
G. R.

Rezept.

Ich will dir ein Rezept verraten,
Versuch's einmal, es kann nichts schaden:
Ein Fünftel Honig ist abzuwiegen,
Ein halbes Ei ist hinzuzufügen,
Gleichfalls ein Viertelstückchen Zimt.
Von einer reifen Beere nimmt
Zwei Fünftel in die Mischung man,
Gibt ferner zwei Sechstel Zucker dran,
Drei Siebentel Saffran tun noch not,
Sowie das Endchen von einem Stück Brot.
Das Ganze wird erfrischend sein,
Und löscht den Durst gleich Bier und Wein.

Auflösungen der Rätsel in Heft 34.

Zugrätsel:

Rosen in den Maien
Und der Liebe Fest —
Schwalben und die Lieben
Bauen sich ihr Nest.

Rechenkunststück: Dutzend.

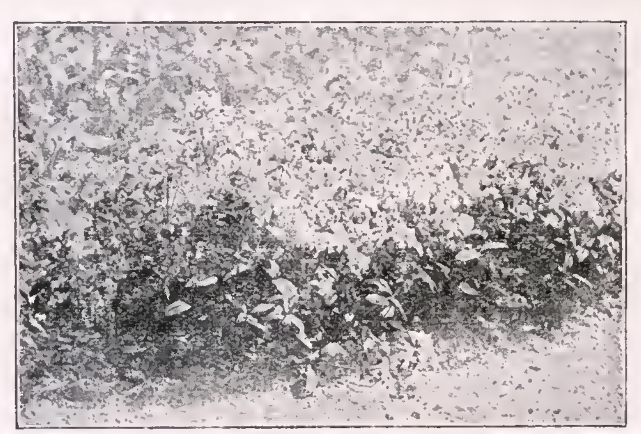
Rösselsprung:

Es sporn dich auch in schlimmer Zeit
Ein jeder Tag zur Tätigkeit,
Um den ist's getan, er hat nur Leid,
Der die Arbeit verschiebt auf beßre Zeit.

Steigerung: Herder.

Haus- und Zimmergarten

Die Flammenblume, auch unter ihrer botanischen Bezeichnung Phlox bekannt, ist als fleißige Blüherin in unseren Gärten ziemlich verbreitet. Außer der einjährigen Art schätzt man besonders die ausdauernden, winterharten, die in hohen und niederen Abarten und in verschiedenen Farben und Formen der Blüte erblühen. Ihre Verwendbarkeit im Haus- und Staudengarten ist deshalb fast unbegrenzt. Man bepflanzt ganze Beete damit, setzt sie zwischen andere Stauden auf Langbeete, wo sie als leuchtende, farbenfreudige Blüher ihrem Namen Flammenblume alle Ehre machen, oder man bildet dichte Einfassungen an Wegen, Gruppen und Gehölzabgrenzungen, besetzt Stein- und Felspartien damit. Die Auswahl der im Frühjahr und im Sommer blühenden ist ziemlich groß, und die im Spätsommer erscheinenden vervollständigen den Blumenreigen. Eine der bekanntesten Phloxarten ist die eirundblätterige Flammenblume (Ph. ovata), die je nach Standort und Erde 25—50 cm hoch wird und hell- bis rosenrote Blüten bringt. Ihre Blütezeit fällt in die Monate Juni und Juli. Die Staude stammt aus Nordamerika, ist aber etwas empfindlicher als die hochwachsende rispige Flammenblume (Ph. paniculata), die durch ihre prächtigen, leuchtenden Farben zu den beliebtesten Stauden geworden ist. Ein leichter Winterschutz mit Laub ist an freigelegener Stelle der vorgenannten Art zu gewähren.



Flammenblume (Phlox ovata.)

Zur Vertilgung der weißen Würmer der Zwiebeln und des Lauchs streut man auf die Pflanzen eine Mischung von Kalkstaub, Ruß und Holzasche. Beim Lauch ist zu empfehlen, denselben in kleine Rillen zu pflanzen, in die man diese Mischung gleich nach dem Pflanzen streut. Kommt der Regen nicht rechtzeitig, so muß man die Gießkanne zu Hilfe nehmen. Zeigt sich hier und da eine kranke Pflanze, so entfernt man sie sofort, um sie mitsamt den Larven zu verbrennen. Durch die Verwendung der genannten Mischung erhalten die Pflanzen gleichzeitig eine Düngung und wachsen außerordentlich schnell.

Blumenduft!

In seiner Selbstsucht greift der Mensch mit rauher Hand nach den zarten Kindern Floras, denn ihr Duft ist es, der ihn reizt. Namentlich unsere Frauen werden nicht satt, sich an der Blumen Duft zu berauschen. Aus dieser Leidenschaft hat die Industrie Nutzen gezogen und es müssen Tausende und aber Tausende von Blumen jahraus jahrein ihr Leben lassen, um ihren Wohlgeruch ins Boudoir der Damen abzugeben.

Wohlgerüche sind seit den ältesten Zeiten im Orient heimisch gewesen und spielten nicht nur beim Götterkultus, sondern auch bei der Toilette der Frauen eine große Rolle. So schilt Plinius über die Römerinnen, die so stark dufteten, daß die Anwesenheit einer Frau sich aus den dem Haare und den Kleidern entströmenden Parfümwolken der Nase viel deutlicher und stärker bemerkbar machten als den Augen. Das war namentlich zur Kaiserzeit der Fall, und eines der Zeichen der Dekadenz, das keinerlei Nachahmung verdient, vielmehr ist gerade bei der Verwendung von Wohlgerüchen Diskretion Haupt- und Ehrensache. Je diskreter das Parfüm, desto wohltuender und anziehender wirkt es auf die Umgebung.

Für herzustellende Wohlgerüche ist der Weingeist, Weinsprit oder Alkohol eines der wichtigsten Hilfsmittel und der Grundstoff der meisten flüssigen Erzeugnisse. Ihm verdanken alle Taschentuchdüfte, Toilette, Haar- und Mundwasser und viele andere Parfümerieerzeugnisse erst die Möglichkeit ihres Seins.

Bei dem außerordentlichen Mangel an Alkohol und dem bereits bestehenden Spiritusmonopol ist es geradezu unmöglich, Wohlgerüche auf spirituöser Unterlage herzustellen. — In Alhambra-Trockenparfüm gelang es, einen den flüssigen Erzeugnissen gleichwertigen Trockenduft herzustellen, der lediglich der Haut aufgetragen wird. Der Trockenduft ist kein Puder, es wird also dazu nicht etwa Reismehl oder Stärke verwendet, die auf der Haut haften!

In bekannter Weise benutzt man Watte oder dergleichen und breitet damit den Trockenduft über Hals und Busen aus; der Duft vermischt sich sofort mit den Körperdünsten. Auf Wäsche bringt man ebenso unser Mittel durch Bestäubung oder Einreibung, wodurch keinerlei Schädigung hervorgerufen wird. Die Anwendung des Trockenduftes ist also einfach bequem und wenig kostspielig, da der Geruch ungemein lange haftet und gut wirkt.

Außerdem hat das neue Duftmittel eine hohe hygienische Bedeutung. Die Riechstoffe in den ätherischen Ölen, Balsamen und Harzen sind nämlich mehr oder weniger Schutzmittel für die sie erzeugenden Pflanzen gegen Schmarotzer oder andere Schädlinge. Als Schutz- oder Abwehrmittel hygienischer Art zu dienen, mußte ihre chemische Zusammensetzung mehr oder weniger geändert werden; sie werden zu diesem Zweck in Ester überführt.

Daß die ätherischen Öle besonders heilkräftig sind, ist zwar seit alters bekannt, daß sie für Bakterien giftig sind, ist neuerdings erwiesen, zumal wenn man ihre Bestandteile isoliert.

Die verschiedensten Wohlgerüche können auf diese Weise in jeder Qualität, wie Coeur de Rose, Heliotrop, Fleur de Vigne, Idealine usw. erhalten werden.

Alhambra-Trockenparfüm ist zu haben nur durch Alhambra-Werke, Inhaber Paul Strieter, Chemnitz, Reichenhainerstraße 6. — Probekarton à Mk. 2.—, Probeluxuskarton à Mk. 10.—, Probebriefchen à 20 Pf., gegen vorherige Einsendung von 30 Pf.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.

Unsere Witzecke

Gute unpolitische Originalwitze werden angemessen bezahlt.



Kritischer Tag.

Bäuerin: „So a Erdbeben muß ja was Entsetzliches san — net?"
Bauer: „Dös stimmt — da fliegt alles umanand, als wenn du dein schlimmen Tag hast.

Dementsprechend.

Bürger der Kleinstadt: „Was werden Sie an den Tagen, wo der Bezirksvorstand des Abstinenzvereins hier seinen Kongreß hält, für Stücke geben?"
Theaterdirektor: „‚Ein Glas Wasser' und ‚Der zerbrochene Krug'."

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das Universum zu beziehen.



Diese

Hauff-Belichtungstabelle

ist das Ideal der Photographierenden, gibt ohne Rechnung sofort die richtige Belichtungszeit, ist anwendbar für alle Plattensorten von 1—21° Sch. und daher weiterreichend als die bekannten ähnlichen Hilfsmittel.

Berücksichtigt: Witterung, Jahreszeit, Tagesstunde, Plattenempfindlichkeit, Blende, Gelbscheiben usw. Einfachste Handhabung durch 2 Schieber. Preis 1 M. mit Tasche. Bezug durch die Photohandlungen oder mit Zahlkarte v. J. Hauff & Co. G.m.b.H., Feuerbach (Wttbg.) P.-Sch.-K. Stuttgart 1815.

DAS GROSSE LOS
der Sächs. Landes-Lotterie

im günstigsten Falle

800000

Hauptgewinne:

500000
300000
200000

150000, 100000, 60000, 50000, 4000, 30000 Mk. usw.
110000 Lose und 55000 Gewinne
im Betrage von über 20 Millionen Mark.
Jedes zweite Los gewinnt.
Ziehung 1. Klasse am 18. und 19. Juni 1919.

Klassen-Lose, für jede Klasse:				Voll-Lose, für alle Klassen gültig:			
Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 5.10	10.20	25.50	51.—	M. 25.50	51.—	127.50	255.-

empfehlen und versenden

Friedrich Fricke & Co., Leipzig 2, Zeitzer Str. 8/II.
Staats-Lotterie-Einnahme. Gegründet 1878.

(In Oesterreich und Ungarn verboten)



echte billige **Briefmarken**
Alle verschieden!
100 versch. Kriegsmarken nur M. 17.50

25 alte Montenegro	M. 3.50	35 Deutsche Kolonien	M. 6.50
15 Türkei-Krieg	M. 3.75	4 gest. Warschau	„ 2.25
18 gesl. Nyassa	„ 4.—	4 alte Sachsen	„ 2.25

Deutsche Post in Rumänien 8 Werte gest. M. 5.75
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg 49.
Illustr. Markenliste, auch über Alben und
Kriegsnotgeld kostenlos.



KRONEN-Instrumente
Schuster & Co
Markneukirchen Nr. 278
Deutsch-Cremona.
Erstklass. Erzeugnisse in Blas- und Streich-instrument., Guitarren, Zithern, Mandolinen und Lauten.

„Bücherei der Münchner „Jugend“

nennt sich die von uns herausgegebene Sammlung von Erzählungen aus den vorliegenden Jahrgängen unserer Wochenschrift. Von den ganz hervorragenden Beiträgen, die in den Jahresbänden der „Jugend“ verstreut sind, haben wir einen Teil davon bis jetzt in sieben Bändchen vereinigt, denen bald weitere folgen. Sofort lieferbar sind:

1. Band:
Ernste und heitere Erzählungen

3. Band:
Phantastische Geschichten

4. Band:
Süddeutsche Erzählungen

5. Band:
300 „Jugend“-Witze

6. Band:
Märchen für Erwachsene

7. Band:
Liebesgeschichten

Der 2. Band befindet sich als Neudruck in der Presse. Preis jedes Bandes, enthaltend mindestens 8 Erzählungen in Pappband 2 Mark. Ueberall zu haben, bei Voreinsendung des Geldes auch direkt vom

Verlag der „Jugend“ in München.

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Deutscher, lerne deine Heimat kennen!

Der Krieg wird für einen großen Teil der deutschen Bevölkerung wenigstens die eine gute Folge gehabt haben, daß die Reisen ins Ausland während der Sommerzeit eingeschränkt und dafür die schönen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes mehr als bisher von den Freunden der Natur und den Erholungsbedürftigen besucht werden. Wenn auch in diesem Jahre im allgemeinen die Verpflegungsfrage noch teilweise schwierig sein wird, so ist doch zu hoffen, daß sich dies nach und nach bessert, und daß in Zukunft manches Waldgebirge und mancher Strandort beachtet wird, den man früher zugunsten des Auslandes schmählich übergangen hat. Deutschland steht in bezug auf Naturschönheit wenigen Ländern Europas nach. Der Deutsche hat nach den furchtbaren Erfahrungen dieses Krieges die Pflicht, sein Geld nicht unnötigerweise den feindlichen Ländern während der Reisezeit zuzuführen, sondern zu seiner Erholung, für seine Sommerreisen und Wanderungen Deutschlands Gaue mindestens ebenso zu beachten, wie unsere Feinde es halten, die auch in erster Linie nicht die ausländischen, sondern ihre heimischen Gegenden während des Sommers bevölkern.

Der Sommer an der Ostsee.

Der Verband deutscher Ostseebäder gibt bekannt, daß sämtliche Ostseebäder auch in diesem Jahre wieder geöffnet sein werden. Besonders wichtig für die Zureisenden und Badegäste ist es, daß polizeiliche Ausweise nicht mehr erforderlich sind. Auch die Eisenbahnverbindungen nach den Ostseebädern sollen, wenn keine weiteren Hindernisse eintreten, während der Hauptsaison verbessert werden, und sogar die Einstellung von Ferien-Sonderzügen ist in Aussicht genommen. Die Rationierung der Lebensmittel besteht allerdings, wie in ganz Deutschland, noch weiter, doch bietet die Fischnahrung von bekannter Güte ja einen wesentlichen Zuschuß zum täglichen Kriegsbrot. Beschränkt ist nur der Besuch der mecklenburgischen Badeorte, wo die Beibringung eines kreisärztlichen Attestes, das vorher dem Gesundheitsamt in Schwerin eingereicht werden muß, erforderlich ist, um die Aufenthaltserlaubnis zu erhalten. Dagegen können die Insel Rügen und ihre Badeorte ohne behördliche Hindernisse besucht werden. Die Lebensmittelfrage ist dort so weit geregelt, daß auf normale zeitgemäße Verpflegung gerechnet werden kann. In den ostpreußischen Bädern scheint es ähnlich zu sein. Nur ist für den Fremdenverkehr nach der Kurischen Nehrung der übliche Personalausweis mit der Photographie noch immer notwendig. Wir behalten uns vor, auf besondere Mitteilungen der einzelnen Bäder in den nächsten Nummern zurückzukommen und bitten die Leser, diese Rubrik nicht zu übersehen

Naturwissenschaftliche Bücher

aus Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Bücher der Naturwissenschaft.

Herausgegeben von Prof. Dr. Siegmund Günther.

Band 1: **Grundriß der Naturphilosophie.** Von Prof. Dr. W. Ostwald. 3. Auflage. Nr. 4992/93 a. Grundpr. geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20.

Band 4: **Strahlungserscheinungen,** Ionen, Elektronen und **Radioaktivität.** Von Dr. G. Bugge. 3. Auflage. Mit 4 Tafeln und 20 Zeichnungen. Nr. 5151/52. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf., Lb. Mk. 1.80.

Band 5: **Licht und Farbe.** Von Prof. Dr. R. Geigel. 2. Aufl. Mit 4 bunten Tafeln und 57 Zeichnungen. Nr. 5188—90. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20, Lb. Mk. 2.—.

Band 6: **Der Sternenhimmel.** Von Prof. Dr. J. B. Messerschmitt. 3. Aufl. Mit 4 farbigen, 9 schwarzen Tafeln und 24 Zeichn. Nr. 5228-30. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20, Lb. Mk. 2.-.

Band 8: **Die chemischen Grundstoffe.** Von Dr. M. Speter. 2. Auflage. Mit 4 bunten, 6 schwarzen Tafeln u. 10 Figuren. Nr. 5269/70. Grundpreis geh. 50 Pf.

Band 9: **Die Elektrizität.** Von Prof. F. Adami. 2. Aufl. I. Teil. Mit 4 schwarzen Tafeln und 29 Figuren. Nr. 5298/99. Grundpreis geh. 50 Pf., Bb. siehe unter Bd. 14.

Band 11: **Chemie und Technik.** Von Dr. G. Bugge. Mit 7 Tafeln und 14 Zeichnungen. Nr. 5348—50. Grundpreis geh. 75 Pf., Lb. Mk. 2.-.

Band 12: **Das Klima.** Von D. Eug. Alt. Mit 3 farbigen Karten u. 4 Zeichnungen. Nr. 5431/32. Grundpreis geh. 50 Pf., Bb. 90 Pf., Lb. Mk. 1.80.

Band 13: **Physik der Gestirne.** Von Prof. Dr. J. B. Messerschmitt. 2. Aufl. Mit 4 farbigen u. 9 schwarzen Tafeln u. 21 Zeichn. Nr. 5451-53 a. Grundpreis geh. Mk. 1.—, Bb. Mk. 1.50.

Band 14: **Die Elektrizität.** Von Frz. Adami. II. Teil. Mit 4 farbigen, 8 schwarzen Tafeln, 89 Textzeichnungen u. Gesamtregister. Nr. 5478-80. Grundpreis geh. 75 Pf., Teil I/II zus. in Bb. Mk. 1.80, Lb. Mk. 2.70.

Band 15: **Vom Keim zum Leben.** Von Prof. Dr. K. Lampert. Mit 4 bunten und 8 schwarzen Tafeln und 13 Abbildungen. Nr. 5501-3. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20, Lb. Mk. 2.—.

Band 16: **Schnee und Eis der Erde.** Von Prof. Dr. H. Wieleitner. Mit 16 Tafeln und 26 Abbildungen. Nr. 5521—23. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20, Lb. Mk. 2.—.

Band 18/19: **Der Wirbeltierkörper.** Eine vergleichende Anatomie. Von Dr. Fr. Hempelmann. Mit 4 bunten und 4 einfachen Tafeln und 133 Abbildungen im Text. Nr. 5609/10, 5611—13. Grundpreis geh. Mk. 1.25, Bb. Mk. 1.80, Lb. Mk. 2.70.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern.

Die Ausweisscheine können als **Drucksache (50 g 5 Pf. Porto)** versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem zehnten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) oder Postscheck (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.

← Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 35

vom 29. Mai 1919 gültig bis 29. Novemb. 1919 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 6.50 Mk. zahlen, erhalten für je **zehn** fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene **Ausweisscheine eine Nummer** von **Reclams Universal-Bibliothek umsonst**, wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind $7\frac{1}{2}$ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für **Porto und Verpackungsspesen** beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Hier ausschneiden! ↗

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 35

vom 29. Mai 1919, gültig bis 29. November 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Naturwissenschaftliche Bücher aus Reclams Univ.-Bibliothek

Band 20: **Meereskunde.** Von Prof. Dr. A. Pahde. Mit 3 farbigen Karten, 7 Tafeln, 13 Abbildungen im Text. Nr. 5632—34. Grundpreis geh. 75 Pf., Lb. Mk. 2.—.
Band 21: **Die Welt der Kolloide.** Von Dr. H. Leiser. Mit 7 Tafeln und 15 Abbildungen. Nr. 5651/52. Grundpreis geh. 50 Pf., Lb. Mk. 1.80.
Band 22/23. **Der Säugetierorganismus und seine Leistungen.** Von Prof. Dr. E. Th. v. Brücke. Mit 4 bunten, 6 einfarb. Tafeln und 49 Zeichnungen. Nr. 5678—83. Grundpreis geh. Mk. 1.50, Bb. Mk. 2.20, Lb. Mk. 3.—.
Band 24: **Das Süßwasser der Erde.** Von Prof. Dr. W. Halbfaß. Mit 14 Tafeln und 13 Abbildungen. Nr. 5708—10. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20, Lb. Mk. 2.—.
Band 25: **Pflanzenkrankheiten.** Von Dr. Heinz Welten. Mit 2 bunten und 8 schwarzen Tafeln und 76 Abbildungen im Text. Nr. 6031-34. Grundpr. geh. Mk. 1.-, Bb. Mk. 1.50, Lb. Mk. 2.50.

Alt, Dr. Eugen, Der Krieg im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik. Nr. 5797-99. Grundpreis geh. 75 Pf., Bb. Mk. 1.20.
Arnold, Friedr., Anleitung zur Pflege, Behandlung und Zucht des Kanarienvogels in allen seinen Rassen. Nr. 3159. Grundpreis geh. 25 Pf.
Darwin, Charles, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Nr. 3071—76. Grundpreis geh. Mk. 1.50.
Haeckel, Ernst, Natur und Mensch. Sechs Abschnitte aus seinen Werken. Nr. 5414/5. Grundpreis geh. 50 Pf., Bb. 90 Pf., Lb. Mk. 1.80.
Hufeland, Dr. Chr. Wilh., Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Nr. 481—84. Grundpreis geh. Mk. 1.—, Bb. Mk. 1.50.
Kant, Imm., Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Nr. 1954/55. Grundpreis geh. 50 Pf., Bb. 90 Pf.
Kellen, Tony, Bienenbuch. Nr. 3335. Grundpreis geh. 25 Pf.
Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Nr. 4825—30. Nr. 4831—36. Grundpreis geh. je Mk. 1.50, Bb. je M. 2.20.
Lombroso, Cesare, Genie und Irrsinn in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik und zur Geschichte. Nr. 2313—16. Grundpreis geh. Mk. 1.—, Bb. Mk. 1.50, Lb. Mk. 2.50.
— Studien über Genie und Entartung. Nr. 5218 20. Grundpreis geh. 75 Pf.
Meyer, M. Wilh., Auf der Sternwarte oder Wie der Astronom zu den Resultaten seiner Forderung gelangt. Nr. 2305. Grundpreis geh. 25 Pf. Bb. 60 Pf.
Möbius, Dr. Paul Julius, Das Nervensystem des Menschen und seine Erkrankungen. Nr. 1410. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf.
Neumann, Carl W., Wunder der Urwelt. Naturwissenschaftliche Plaudereien. Zwei Bände. Nr. 5450. 5695. Grdpr. geh. je 25 Pf., Bb. je 60 Pf.
Peter, Johs., Das Aquarium. Ein Leitfaden bei Einrichtung und Instandhaltung des Süßwasser-Aquariums und der Pflege seiner Bewohner. Mit 8 Tafeln und 11 Abbildungen. 2. Aufl. Nr. 3955. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Paul Lehmann, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch-Oesterreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16

Für Küche und Haus

Spinatauflauf. Der sauber geputzte, in Salzwasser abgebrühte Spinat wird mit geschälten gekochten Kartoffeln und einem Rest eingeweichten Brotes durch die Maschine getrieben, feingeschnittene Zwiebel, Petersilie und Salz darunter gemengt und das Ganze in gefetteter Form in der Röhre durchgebacken. Man kann zu diesem Gericht gut einen Rest Salzkartoffeln verwenden.

Lauchgemüse. Man putzt für 3 Personen 10 Stangen Lauch (Porree), schneidet sie fein und kocht sie in Salzwasser weich. Dann macht man aus etwas Fett, Mehl und Zwiebeln eine weiße Tunke, legt den abgetropften Lauch hinein und kocht ihn einmal auf. In eine gefettete irdene Form legt man schichtweise Lauch und eine Lage feingeriebener oder geschnittener gekochter Kartoffeln. Als oberste Schicht nimmt man Kartoffeln, gibt einige Fettflöckchen darüber und bäckt das Ganze schön braun in der Röhre. Wer mit Kartoffeln nicht sparsam sein muß, kann das Gemüse in der Tunke mit Salzkartoffeln zu Tisch geben. Es schmeckt ausgezeichnet.

Kartoffelkuchen. 3 Pfd. geschälte, in kleine Würfel geschnittene Kartoffeln kocht man weich, gießt sie ab und stampft sie zu Mus. Man rührt in die noch warme Masse 1 Eigelb, 150 g Zucker, eine Prise Salz, Zitronenessenz, etwas Mandelwürze und 3 Eßlöffel voll Wasser oder Milch und schlägt alles eine halbe Stunde lang. Zuletzt zieht man das zu Schnee geschlagene Eiweiß darunter und bäckt den Kuchen in gutgefetteter Springform eine Stunde lang.

Graupenauflauf. Über Nacht eingeweichte Graupen kocht man weich und spült sie mit kaltem Wasser über. Gedörrte Pflaumen hat man weichgekocht und gibt schichtweise in eine gefettete irdene Form Graupen und Pflaumen und streut über jede Lage ein wenig Zimtzucker; als oberste Lage kommen Graupen. Man bäckt den Auflauf in der Röhre zu schöner brauner Farbe und reicht ihn mit dem gesüßten Pflaumenwasser, das man evtl. durch einen Löffel voll Kartoffelmehl dicklich machen kann.

Nahrhafte Schaumspeise. 100 g Grütze wird mit reichlich Wasser, womöglich mit etwas Milchzusatz, 1 Teelöffel voll Salz, 2 Eßlöffeln voll Zucker beigesetzt, vom Heißwerden an, fortwährend gerührt, weich und gar gekocht. Dann läßt man sie seitwärts auf dem Herd auf einem Asbestteller noch 1 bis $1^{1}/_{2}$ Stunden lang quellen, bei öfterem Zugießen von Wasser oder Milch. Nun wird die Grütze $1^{1}/_{2}$ bis 2 cm hoch auf eine ziemlich flache Porzellan- oder Glasschüssel gebreitet und eine dünne Lage von gesüßtem Apfelmus darüber gedeckt. 5 Tafeln weiße, 1 Tafel rote Gelatine werden in $^{1}/_{8}$ Liter kochendem Wasser aufgelöst, ein halber Löffel voll Salz, 3 reichliche Eßlöffel voll Zucker durchgerührt. Noch $^{1}/_{8}$ Liter Wasser wird aufgekocht. Im dritten Achtelliter kalten Wassers werden 2 bis 3 Eßlöffel voll feines weißes Mehl klargerührt. Dies läßt man in das kochende Wasser laufen und darin kochen, bis es dick und gar wird. Im letzten Augenblick kommt, je nach den Vorräten, die man hat, $^{1}/_{4}$ bis $^{1}/_{2}$ Pfund Johannis- oder Himbeermarmelade oder Dreifrucht-Eingemachtes dazu. Ist die Masse vom Feuer genommen, wird die Gelatinemischung dazugerührt und, wenn etwas abgekühlt, das Ganze kräftig geschlagen, bis es ein leichter, großer, rosa Schaumberg geworden ist. Dieser wird sehr glatt auf das Grütze-Apfelmus gefüllt und die Oberfläche durch Darüberhalten einer glühenden Schaufel gefestigt.

Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „Universum" zu beziehen.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Leymann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Deutsch-Österreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16.